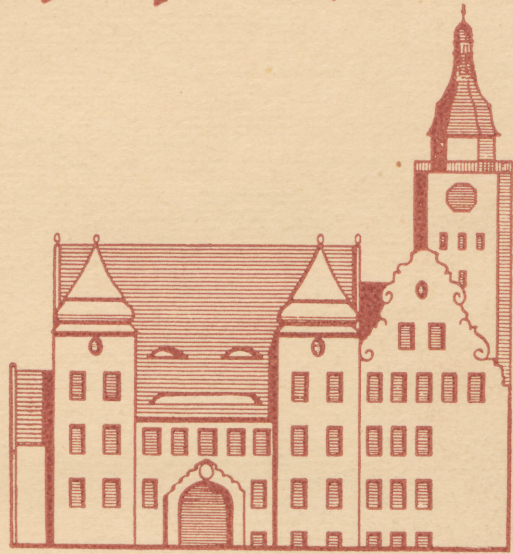




IV 621



Feuerschiff



Heinrich von Plauen
Schule in Elbing

1837-1937



72689



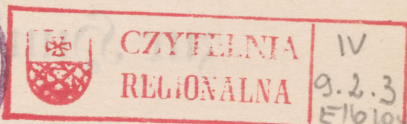
Festschrift zur Hundertjahrfeier der Heinrich von Plauen-Schule in Elbing

Festschrift
zur Hundertjahrfeier
der
Heinrich von Plauen-Schule
in Elbing

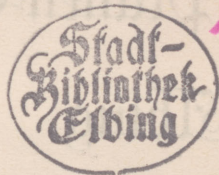
1837 — 1937

1937: 967

35456



72689



10305

1697

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Dr. Gerstenberg: „Die ersten 50 Jahre“	7
Dr. L. Müller: „Um die Jahrhundertwende“	25
Krüger: „Der Neubau der Heinrich von Plauen-Schule“	33
Gutsche: „Weltkrieg und Schule“	44
Dr. Gerstenberg: „Der Geist der Schule im letzten Jahrzehnt vor der Machtübernahme durch Adolf Hitler“	75
Dr. Kuleffa: „Buntes Vielerlei unter dem einigenden Gesichtspunkt der Lebensnähe“	89
Dr. Gerstenberg: „Im Reiche von Adolf Hitler“	94
Bilderanhang.	

Die ersten 50 Jahre

Von Oberstudiendirektor Dr. Kurt Gerstenberg

Ein Jahrhundert ist vergangen, seitdem am 3. April 1837 unsere Heinrich von Plauen-Schule in Elbing mit 13 Schülern eröffnet wurde. Ein Jahrhundert reich an Geschichte. Als die Schule ihre Pforten aufst, gebot in Preußen noch König Friedrich Wilhelm III. Es ist das Preußen des Absolutismus und der Reaktion. Ein Jahrzehnt ist vorüber, und das sturmreiche Jahr 1848 bereitet sich vor. Ein Menschenalter später hat Otto v. Bismarck das deutsche Kaiserreich geschaffen. Der deutsche Name gilt etwas in der Welt. Eine lange Zeit äußeren Friedens folgt. In ihr erreicht die deutsche Wirtschaft eine Scheinblüte. Aber die Geschichte des Reiches wurde, wie Alfred Daeumler sagt, zu einer Geschichte der geistigen Niederlage Bismarcks. Im Innern nimmt die Zerrissenheit erschreckend zu, und um Deutschland schließt sich der Ring seiner Feinde, bis dann im Weltkrieg sich das Gewitter entlädt. Während die graue Front das Vaterland mit Leib und Leben deckt, arbeiten die internationalen Mächte am Zusammenbruche Deutschlands, um im Trüben fischen zu können. Sie scheinen zunächst die Sieger zu sein und das Erbe anzutreten. Doch gegen sie erhebt sich die Front; sie werden gefällt, und Adolf Hitler gründet das dritte Reich, das Deutschland der Zukunft. So viel Wandel wie das große Vaterland im Laufe des Jahrhunderts hat auch unsere Schule durchgemacht. Sie wurde als höhere Bürgerschule begründet in dem gleichen Jahre wie die Firma Schichau. Als sie sich dann zur Realschule erster Ordnung wandelt, taucht in Elbing der Plan auf, eine neue Bürgerschule zu gründen, der seine Verwirklichung in der altstädtischen Knabenmittelschule findet. Im Jahre 1882 erhielt die Realschule erster Ordnung die Bezeichnung „Realgymnasium“. Als im Jahre 1892 der Chemiker und Biologe Rudolf Nagel die Leitung der Anstalt übernahm, leitete er die Umwandlung des Realgymnasiums in eine Oberrealschule ein und führte sie allmählich durch. Im Herbst 1903 folgte ihm der Neusprachler Hermann Kantel. Es dauerte nicht lange, so wurde aus der Oberrealschule das Reformrealgymnasium mit Realschule. In den Jahren 1932

bis 1935 ist dann die Realschule zur Oberrealschule ausgebaut worden, so daß am Abschluß des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens unsere Schule Reformrealgymnasium und Oberrealschule (Prima und Sekunda) mit gemeinsamem Unterbau (Tertia, Quarta, Quinta, Sexta) ist. Mit dem Eintritt der Schule in ihr zweites Jahrhundert beginnt die nationalsozialistische Schulreform. Es beginnt die Umwandlung in die deutsche Oberschule mit Englisch vom Beginn des ersten und Latein vom Beginn des dritten Schuljahres der höheren Schule ab. Damit wird auch in unsere Schule die Stetigkeit hineinkommen, welche das Gymnasium trotz aller Wandlungen im einzelnen schon lange besitzt.

Aus dem Vorhergesagten ergibt sich, daß die Leiter der Schule ihre besonderen Ansichten und Pläne an der Anstalt zu verwirklichen suchten, und es lohnt sich daher wohl, einmal den Gedanken dieser Männer nachzugehen.

Der erste Leiter und Gründer der Schule, Pfarrer Christoph Eduard Rhode, hat dem Jahresbericht der Schule über das Schuljahr 1838—1839 eine Abhandlung über die Gedanken beigelegt, die ihn bei der Aufstellung des Lehrplans der neuen Schule geleitet haben, und er hat diese Ausführungen durch einen zweiten Aufsatz, der dem Jahresbericht über das Schuljahr 1839—1840 beigelegt ist, ergänzt. Er gibt zunächst die Ziele an, welche die Bürgerschule mit allen anderen Schulen gemeinsam hat. Weckung des geistigen Lebens, damit die Schüler fähig werden, selbständig an ihrer Ausbildung zu arbeiten; Erziehung zu Pflichtbewußtsein, Gewöhnung an Gehorsam, Ordnung und Sitte; Liebe zum Vaterland, „welche auf inniger Überzeugung von dessen Vorzügen sich stützend nicht in Engherzigkeit und Verachtung anderer Völker ausartet“; Erziehung zur Gottesfurcht. Daneben aber verfolgt sie rein praktische Ziele. Die Bürgerschule soll ihrem Zöglinge Sachkenntnisse vermitteln, die zu seinem künftigen Berufe in Beziehung stehen. Das Gymnasium täte das auch. Lege das Gymnasium den Grund zum Universitätsstudium, so solle die Bürgerschule den Bedürfnissen des künftigen Bürger- und Gewerbestandes entsprechen. Dabei müsse sie doch eine allgemein bildende Schule sein und keine Fachschule. Ihre Lehrgegenstände seien Naturkunde, Mathematik, Geschichte, die neueren Sprachen und Zeichnen, „überhaupt alle Gegenstände, welche uns die Natur und ihre Erzeugnisse kennen lehren und das Verständnis der Gegenwart eröffnen.“ Die Natur, der Mensch und Gott müßten Gegenstände alles Unterrichts sein. Die bedeutendste Rolle müßte der Muttersprache zugewiesen werden. Rhode fordert hier: Einführung in den Geist der Sprache, Sprachgeschichte, Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck. Der Schüler müsse angehalten werden, freie Vorträge zu halten. Daß Rhode hierauf hinweist, sei besonders hervorgehoben. Auch heute wird oft genug darüber geklagt, daß unsere Schüler besser zu schreiben als zu reden wüßten und so mehr zu Federfuchsern erzogen würden als zu Männern, die ein freies Wort in zusammenhängender Rede zu sagen

verstanden. Die Geometrie will Rhode so früh wie möglich beginnen lassen, damit „die mathematische Phantasie frühzeitig geweckt, der Sinn für die Auffassung räumlicher Verhältnisse frühzeitig hervorgerufen werde.“ Der Naturkunde will er auf der höheren Bürgerschule einen großen Umfang einräumen, weil der Schüler sich einstmals die Natur dienstbar machen muß. Er rechnet hierher: Kenntnis der Erde (Erdkunde), Naturbeschreibung, Kenntnis der Naturkräfte (Physik und Chemie), Technologie. Die Physik soll in den drei obersten Klassen gelehrt werden und im ersten Jahre das „Was“, im zweiten Jahre das „Wie“ und im dritten Jahre das „Warum“ behandeln. Zu der Lehre von der Natur hat die Lehre vom Menschen zu treten. Die Lösung dieser Aufgabe fällt der Geschichte zu. „Sie enthüllt uns das Leben in seinen mannigfaltigsten Gestalten und bewahrt am sichersten vor Menschenhaß und Menschenverachtung“. Daher darf sie keine Anhäufung von Tatsachen und Jahreszahlen sein, sondern eine Entwicklung der menschlichen Verhältnisse geben. Daß Prediger Rhode dem Religionsunterricht in jeder Schule, also auch in der höheren Bürgerschule, einen entscheidenden Platz eingeräumt wissen will, braucht nicht erst gesagt zu werden. Dagegen ist bezeichnend, was er über die Leibesübungen ausführt. „Die gymnastischen Übungen gehören meiner Ansicht nach nicht eigentlich zum Schulunterricht, sondern sollten von besonderen Lehrern gehalten werden. Da man sie aber von der Schule verlangt und da auch ihnen gewissermaßen eine bildende Seite abgewonnen werden kann, so haben wir kein Bedenken getragen, sie vorläufig versuchsweise in den Lehrplan mitaufzunehmen und in vier wöchentlichen Stunden von 3—4 Uhr nachmittags anzustellen. Bei ungünstiger Witterung werden diese Stunden mit den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen ausgefüllt werden.“ Hat Prediger Rhode mit dem geschilderten Lehrplan, wie es scheint, Anerkennung gefunden, so sind die Ansichten wohl nicht so einmütig in der Frage gewesen, welche Fremdsprachen in der höheren Bürgerschule zu lehren seien. Darüber fügt Rhode dem Jahresbericht von 1840 eine besondere Abhandlung bei. Latein und Französisch streiten sich um den Vorrang, und Rhode entscheidet sich mit aller Bestimmtheit für das Französische. Bemerkt sei, daß er nicht etwa ein Gegner des altsprachlichen Gymnasiums gewesen ist. Er hält es für ebenso notwendig wie die höhere Bürgerschule und will es als Vorbereitungsschule für die gelehrten Berufe erhalten wissen. Aber eine Vermischung beider Schularten lehnt er ab. Niemand kann zwei Herren dienen, ohne daß einer Schaden nimmt, und deshalb soll das Gymnasium so ausschließlich Gelehrtenschule sein und bleiben wie die höhere Bürgerschule die Schule für den Bürger- und Gewerbestand. Und darin liegt sicher etwas Richtiges. Soll der Gymnasiast soweit in die griechische Sprache eindringen, daß er von ihrem Geiste auch nur einen Hauch verspürt und von der Urschrift daselbe, geschweige denn mehr als von einer guten Übersetzung hat, so wird für alle anderen Dinge nur ein sehr spärlicher Raum bleiben. Beim Lateini-

schen liegen die Dinge schon ganz anders; aber Rhode hält die Zeit, welche die höhere Bürgerschule dem Latein zur Verfügung stellen könnte, nicht entfernt für ausreichend und lehnt schon deshalb das Latein als Pflichtsprache für seine Anstalt ab. Daß aber der höhere Bürgerstand nicht ohne Latein auskommen könne, sei ein Irrtum, wenn auch nicht bestritten werden solle, daß wir von den Griechen und Römern wie von den Franzosen und Engländern viel gelernt hätten. Aber „nicht die Grundlagen unserer Bildung können die alten Klassiker genannt werden, sondern nur ein Teil der Gerüste und Stützen, an welchen der germanische Bau aufgeführt wurde. Wir sind dadurch ebensowenig Römer geworden, daß das Lateinische einst die Sprache der Wissenschaft war, als dadurch Franzosen, daß das Französische die Hof- und allgemeine Umgangssprache geworden ist. Unser Volk hat sich kräftig jeder ausländischen Herrschaft widersetzt; es hat das germanische Element tren bei sich bewahrt und selbständig herausgebildet. Schon die Sprache, welche der klarste Spiegel des Volksgeistes ist, zeigt dieses hinlänglich an“. Um der Fremdwörter willen eine Sprache zu erlernen sei zu zeitraubend; außerdem kämen aus dem Französischen und dem Italienischen auch zahlreiche Fremdwörter; man sei auch dabei, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen. Daher lerne man lieber Französisch als Latein; denn in der neueren Fremdsprache lasse sich in der gleichen Zeit mehr erreichen. Latein als Denkschule werde von der Mathematik, von der Sprachlehre des Deutschen und des Französischen reichlich wettgemacht. Deshalb Französisch und Englisch an der höheren Bürgerschule, aber nicht Latein. Prediger Rhode hat die Schule von 1837—1841 geleitet. Dann wurde die Schule von der Stadt übernommen, und die betraute Adolf Benecke mit der Leitung der Anstalt. Rhode blieb als Lehrer an der Schule. Er, der bisher an leitender Stelle gestanden hatte, konnte sich mit dem neuen Direktor nicht stellen. Es kam zu schweren Zerwürfnissen, die schon nach einem Jahre dahin führten, daß Rhode aus dem Lehrkörper ausscheiden mußte. Benecke hat nicht in einem Jahresbericht die Grundsätze niedergelegt, nach denen er die Schule zu führen gedachte; aber die Tatsachen sprechen ein beredtes Wort. Er machte sofort das Lateinische zur Pflichtsprache, allerdings in auffallender Form. Französisch blieb die Anfangssprache. In Tertia wurden 2 Stunden Latein als Pflichtfach gelehrt; in Sekunda aber setzten es nur diejenigen Schüler fort, welche die Reifeprüfung ablegen wollten. Und im Jahresbericht von 1845 berichtete der am 24. April von Benecke in das Amt des Oberlehrers der Geschichte und Geographie eingeführte Dr. Büttner über „Das klassische Altertum auf der höheren Bürgerschule“. Er beschäftigt sich in der Abhandlung allerdings weniger mit der Notwendigkeit der Erlernung des Lateinischen auf der höheren Bürgerschule als mit der Einführung des Bürgerschülers in das griechische Altertum und zeichnet Homer als einen hervorragenden Erzieher der deutschen Jugend. Selbstverständlich will er nicht auch noch das Griechische in die

Bürgerfschule einführen, sondern die eingehende Beschäftigung mit der Dichtung Homers soll im Deutschen und vornemlich in der Geschichte geschehen. Büttner ist parteipolitisch stark gebunden gewesen und erfüllt von der Weltanschauung der Aufklärung. Das zeigt sich auch in der genannten Abhandlung. So führt er aus: „Weder die Individuen noch die Völker stehen vereinzelt theils neben-, theils nacheinander, sondern über den ganzen Erdkreis hin und durch alle Zeiten hindurch bilden sie ein innerlich verbundenes großes Ganzes, die Menschheit, von deren Geiste abgelöst der einzelne nichts als ein aufrecht gehendes Tier, das Volk nichts als eine Herde sein würde. Bewußtsein und Bildung sind nie und nirgend nur Bewußtsein und Bildung gerade dieses Individuums, gerade dieses Volkes; sie sind vielmehr auch Bewußtsein und Bildung des Menschen überhaupt.“ Büttner ist der Ansicht, daß die Schilderung Homers, die in die Jugendzeit des griechischen Volkes gehört, der Entwicklungsstufe, auf der der Knabe steht, am meisten entspricht. Sagt es nicht der Vorstellungswelt des Knaben zu, wenn Achilleus lieber der Tagelöhner eines kleinen Mannes auf der Erde als König unter den Gestorbenen sein möchte? Und dann macht Büttner einen Gang durch die griechische Geschichte. Ihm, dem Demokraten, kommt es selbstverständlich darauf an, daß der Knabe über die strengen Bindungen des spartanischen Staates zur politischen und geistigen Freiheit der Athener in der Zeit des Perikles geführt wird. Auf die Betrachtung Homers und der griechischen Geschichte will Büttner die römische Geschichte folgen lassen und mit den Schülern der beiden oberen Klassen zu den Griechen zurückkehren. Das sind Gedanken, die Büttner ausführt, und es ist wohl kein Fehlschluß, wenn wir annehmen, daß Büttner hier mit den Ansichten seines Direktors Benecke übereinstimmt; schreibt er sie doch in einem Jahresbericht, dessen Herausgeber Adolf Benecke ist. Wie in der Frage der Fremdsprachen, so hat auch in der Stellung der Leibesübungen in der Schule Benecke einen anderen Standpunkt eingenommen als Rhode. Dabei muß er allerdings auf manche Gegnerschaft gestoßen sein; denn wenn er im Jahresbericht von 1844 schreibt: „Die Turnübungen blieben bis zum 15. Juni ausgesetzt, um nicht das Vorurteil aufkommen zu lassen, als rührten die Masern vom Turnen her“, so geht doch daraus hervor, daß von Gegnern des Turnens nach Gründen gesucht wurde, dem Schulbetriebe Schwierigkeiten zu machen. Der Turnunterricht fand nur im Sommer im Freien statt und war nicht Pflichtfach. Benecke klagt gelegentlich darüber, daß die Eltern ihre Söhne aus wichtigen Gründen vom Turnen fernhielten. Benecke hat manchen Sommer hindurch den Turnunterricht allein erteilt. Seiner Zeit voraus eilt Benecke mit der Einrichtung der monatlichen Wandertage. So ist im Jahresbericht von 1844 zu lesen: „Außerdem fuhrn wir auch in dem verwichenen Jahre fort, durch weitere Spaziergänge, die wir monatlich mit sämtlichen Schülern unternahmen, für die körperliche Ausbildung der Jugend, soviel an uns liegt, Sorge zu tragen.“

Auf Veranlassung des Direktors Benecke wurde in eine neu begründete Oberlehrerstelle Dr. Wilhelm Adolf Boguslas H e r z b e r g berufen und mit Beginn des Winterhalbjahres 1842/1843 in sein neues Amt eingeführt. Er stammte wie Benecke aus Halberstadt und hatte wie Benecke das dortige Gymnasium besucht. Am Gymnasium in Halberstadt war er auch als Collaborator tätig, als ihn Benecke nach Elbing holte. Benecke war als Student nach dem Osten gekommen. Er hatte in Königsberg den Doktor gemacht und war Privatdozent an der Pregel-universität, ehe er die Leitung der Schule übernahm. Herzberg führte der Weg zum erstenmal in unsere Nordostmark, als er jetzt dem Rufe Beneckes folgte. So müssen die beiden Männer in freundschaftlichen Beziehungen zueinander gestanden haben. Benecke ist nur kurze Zeit hindurch der Leiter unserer Anstalt gewesen. Am 17. September 1844 wählte ihn der Magistrat der Stadt Elbing zum Direktor des damals noch städtischen Gymnasiums. Und Benecke leitete im Winterhalbjahr 1844/1845 sowohl das Gymnasium wie unsere Anstalt. Dann schied er endgültig von unserer Schule. Sein Nachfolger wurde Herzberg. Herzberg hat in seiner Einführungsrede am 26. Juni 1845 die Grundsätze entwickelt, nach denen er die Schule zu führen gedachte. Die Rede ist im Wortlaut dem Jahresbericht von 1847 beigelegt. Das bisher über Herzberg Gesagte zeigt schon, daß der Übergang des Direktorats von Benecke auf Herzberg keinen Bruch in der Geschichte der Schule bedeutete. Und das hätte leicht der Fall sein können. Aus Herzbergs Worten geht mit Deutlichkeit hervor, daß die Richtung, die Benecke der Schule gegeben hatte, von zwei Seiten her bekämpft wurde, die entgegengesetzten Lagern angehörten. Da gab es erstens Männer, die den Rhodeschen Weg für den der höheren Bürgerschule angemesseneren hielten und meinten, daß die Erlernung des Lateinischen und die Anknüpfung an das klassische Altertum dem Wesen der neuen Schulart zuwiderlaufe. Die anderen aber, und sie entstammten der klassischen Seite, lehnten sich auf, weil sie meinten, daß die höhere Bürgerschule sich in das Gedanken-gut des klassischen Gymnasiums einschleiche. Damit aber, so fürchteten sie, könnte es dem Gymnasium Abbruch tun. Die Rede Herzbergs muß jedenfalls zu scharfen Auseinandersetzungen und auch zu Verdrehungen geführt haben; denn Herzberg hat zunächst nicht die Absicht gehabt, seine Rede dem Drucke zu übergeben; sie ist ja auch nicht seinem ersten Jahresbericht von 1846, sondern dem zweiten von 1847 beigelegt. „Der Kampf gegen die in der Rede niedergelegten Prinzipien dauert in der That noch heute wie vor zwei Jahren fort“, schreibt Herzberg im Vorwort. „Denn wenn auch die Reihen der Gegner, welche gegen das Institut der höheren Bürgerschule als solches das Schild erhoben, seitdem bedeutend gelichtet sind, wenn sie nur noch für den Rückzug — und oft mit unedlen Waffen aus noch unedleren Motiven matt und immer matter streiten —, so haben sich dafür innerhalb unseres eigenen Lagers die hier besprochenen w i s s e n s c h a f t l i c h e n Gegensätze um so

schärfer geschieden, und der Streit ist um so beachtenswerter geworden, als er von beiden Seiten mit entschiedenem Interesse für die Sache und mit unzweifelhaftem Wohlwollen geführt wird. Aber die Leidenschaft der Gegner — denn sie ist auch hier nicht ausgeblieben — ist gerade dadurch um so geeigneter geworden, auch den Unbefangenen zu verwirren.“ Was hat nun Herzberg in der Rede gesagt? Herzberg geht von dem Verhältnisse der beiden höheren Knabenschulen der Stadt Elbing zweinander aus. Vor ihm sitzt der Direktor des Gymnasiums, eben unser Benecke, der ihn einst nach Elbing geholt hat und gewiß bei der Bestimmung seines Nachfolgers an unserer Schule nicht unbeteiligt gewesen ist. Und davon geht auch Herzberg in seiner Rede aus, wenn er den Brief eines Freundes verliest: „Wo in der Welt werden Gymnasium und höhere Bürgerschule so harmonisch ineinander wirken als in Elbing? Wo wird weniger Rivalität unter beiden herrschen? Wo werden sich Vorteile und Nachteile, welche jede von beiden Anstalten, für sich betrachtet, hat und haben muß, besser ausgleichen können? Da wo zwei treue Freunde, ein Herz und eine Seele, als schützende Dioskuren über die Erziehung und Bildung der Jugend walten.“ So ergeht sich denn Herzberg eingehend über das Verhältnis von Gymnasium und höherer Bürgerschule. Das Gymnasium betreibe theoretische Studien, die Bürgerschule solle ihre Zöglinge für die Praxis des Lebens heranziehen. Die wahre Theorie aber sei nichts anderes als das klare Bewußtsein über die Praxis. So habe das Gymnasium einen unendlichen Vorsprung vor der Bürgerschule; es sei die ältere Schwester und habe schon deshalb auf „Achtung und Ehrfurcht“ Anspruch. „Fürwahr, es ist schön und erhebend, sich einer Geschichte, sich edler Ahnen rühmen zu können. Aber wahrlich, es ist auch nicht verächtlich, sich seine Geschichte selbst zu machen und selber ein Ahn zu sein.“ Die Elbinger höhere Bürgerschule sei nicht auf der Grundlage schon bestehender Anstalten eingerichtet worden, sondern der Bau sei aus der Idee ihrer Gründer neu erwachsen. Auch der Bürgerschüler dürfe nicht an den Schätzen des griechischen Altertums vorübergehen, sondern die Dichterwerke des Altertums aus guten Übersetzungen kennen zu lernen, sei seine Pflicht. Einen Eindruck von der Urschrift müsse der Bürgerschüler auch bekommen; darum müsse er die lateinische Sprache erlernen. Und nun singt Herzberg ein Loblied auf den formalen Bildungswert des Lateinischen. Er hebt weiter hervor, daß sich vom Lateinischen aus die modernen romanischen Sprachen erlernen lassen. Schließlich sei ihre Kenntnis nötig, um richtig deutsch zu sprechen; denn unsere Muttersprache sei mit Fremdwörtern, die unmittelbar oder mittelbar aus dem Lateinischen stammen, durchsetzt. So gibt Herzberg wie schon Benecke dem Latein vor dem Französischen den Vorzug, das er wenig schätzt, „da es für die ästhetische Bildung durch seine Schriftwerke nur gar wenig wirken kann“. Dagegen setzt er sich stark für das Englische ein, „das den Zugang zu einer der reichsten und gediegensten Literaturen des Erdkreises eröffnet und einen

nicht geringen pädagogischen Wert hat durch die Stellung, die es zum Deutschen einnimmt". Der deutsche Unterricht habe auf der höheren Bürgerschule eine ungleich wichtigere Aufgabe als auf dem Gymnasium, da er die ganze Geschmacksbildung fast allein auf sich nehmen müsse. Als einer der wichtigsten Unterrichtsgegenstände der höheren Bürgerschule erscheint Herzberg die Anwendung der Mathematik auf die Naturwissenschaften. „Die Naturwissenschaften, in einer Ausdehnung gelehrt, wie sie die Zwecke des Gymnasiums nicht gestatten, bieten dem Schüler ein reiches Material für den ordnenden Verstand, und er wird in der wunderbaren Systematik der Natur, in der stufenweisen Entwicklung der anorganischen und organischen Wesen mit Staunen denselben Geist der Ordnung und Consequenz wiederfinden, der in seiner höchsten Blüte in dem Menschen selbst als Vernunft sich offenbart. Die Brauchbarkeit der natürlichen Stoffe und Produkte für das praktische Leben weist die Technologie nach. Durch sie gewöhnt sich der Schüler, die Dinge um sich her in steter Beziehung zu ihm selbst, dem Menschen, zu betrachten. Die Natur ist ihm kein wüstes Chaos mehr, noch auch ein Inbegriff von bald schönen und anziehenden, bald häßlichen und zurückstoßenden Erscheinungen, sondern ein wohlgeordnetes Schatzhaus, über welches der disponieren darf, welcher die kausalen Schlüssel zu den Fächern und Laden des Systems und außerdem die Kraft und Gewandtheit besitzt, sie zu handhaben. Aber weit überboten in dieser Beziehung wird die Naturgeschichte, die Chemie und Technologie durch die Physik und Mechanik. Letztere lehren, daß dieselben Gesetze, welche scheinbar ganz abstrakt nur aus des Menschen Haupt entsprungen sind, daß diese selbigen Gesetze auch die Natur bewegen und beherrschen, daß der, welcher über diese Gesetze gebietet, auch über die Natur gebietet, daß der Mensch in gewaltigen riesenhaften Fortschritten der rohen Materie gegenüber immer mächtiger wird, daß die Zukunft verheißt, er werde ein allgebietender unumschränkter Herrscher über die Stoffe werden.“ So sollen die Schüler bei allem, was sie treiben, ihre Gedanken haben. „Dann werdet ihr, geliebte Söhne dieser Anstalt, starke Männer werden, stark und sicher nicht allein an Hand und Haupt, sondern auch stark von Herzen, stark von Charakter, stark von Gesinnung. Denn Gesinnungsstärke verlangt diese bewegte Zeit. Wer hier noch ratlos von dieser Partei zu jener schwankt, den erfassen die zusammenschmetternden Kolosse und zerquetschen ihn erbarmungslos, und ob er sich gleich wie ein Wurm krümme. Nichts Halbes duldet die Zeit. Und damit ihr a n z e Männer werdet, sollt ihr auferzogen werden, nicht im Sinne einer Partei, aber kräftig und entschlossen, um einst Partei nehmen zu können; auferzogen in Liebe und Lust zum Lernen und Wissen, in Zucht und Ordnung und Achtung vor dem Gesetz, im kindlichen Gehorsam gegen eure Lehrer. Ihr sollt nicht ein blindes Werkzeug in den Händen andrer, ihr sollt nicht Maschinen werden; sondern ihr sollt das Handwerkzeug führen, ihr sollt Maschinen lenken und schaffen. Damit

ihr aber die Natur beherrscht, müßt ihr vor allem euch selbst beherrschen lernen; ihr müßt gehorchen lernen der Stimme der Vernunft. Die Vernunft aber redet zu euch, den Unmündigen, aus dem Munde eurer Lehrer und Erzieher. Darum sei Gehorsam dem Lehrer euer erstes und letztes Gebot." Aus der Wertschätzung, die Herzberg dem Englischen zollte, hat er sehr bald die Folgerungen gezogen. Von Ostern 1846 ab ist es als dritte Fremdsprache Pflichtfach. Die erste Fremdsprache bleibt Latein, das in der untersten Klasse beginnt und hier mit dem Deutschen zusammen 10 Wochenstunden hat, dann in den beiden nächsten Klassen in 3 und während der letzten 4 Jahre in 4 Stunden gelehrt wird. Ein Jahr nach dem Latein beginnt das Französische und verfügt in den ersten beiden Jahren über 3, in den letzten 4 Jahren über 4 Wochenstunden. Während der letzten 4 Jahre wird in 3 Wochenstunden Englisch getrieben. Vom Unterricht in den Leibesübungen hat Herzberg in seiner Antrittsrede garnicht gesprochen. Wieweit er an diesem Unterrichtszweige Anteil genommen hat, geht aus den Jahresberichten nicht hervor. Im Schuljahr 1846/1847 turnten die Schüler nicht mehr mit den Erwachsenen zusammen, sondern nur mit den Gymnasiasten, und im Jahresbericht 1850/1851 erscheint zum erstenmal das Winterturnen, das im Saale der Schule vorgenommen und in der Zeit des Eislaufens ausgesetzt wurde.

Als Dr. Herzberg am 1. September 1858 von der Anstalt schied, um das Vorsteheramt der Handelsschule in Bremen zu übernehmen, führte die Schule noch die Bezeichnung „Höhere Bürgerschule“ und umfaßte in der Hauptanstalt sieben Schuljahre, während der Gymnasiast neun Jahre gebrauchte, um zur Reifeprüfung zu gelangen. Unter seinem Nachfolger Friedrich Kreyßig, der bereits seit Herbst 1845 als Oberlehrer an der Anstalt tätig war, wurde die Schule zur Realschule erster Ordnung. Der Jahresbericht von 1860 trägt zum erstenmal die Bezeichnung „Städtische Realschule“. Von Ostern 1868 an ist der Lehrgang neunjährig und umfaßt damit die gleiche Ausbildungszeit wie das Gymnasium. So hat Kreyßig gerade noch die Gleichartigkeit der beiden Schulformen der höheren Knabenschulen herbeigeführt; denn am 1. April 1869 verließ er Elbing, um die Leitung der neu gegründeten höheren Bürgerschule in Kassel zu übernehmen. Direktor Kreyßig war am 21. Dezember 1858 vom Magistrat der Stadt Elbing zum Leiter der Realschule gewählt, aber erst am 23. November 1859 bestätigt worden; seine Einführung geschah gar erst am 19. April 1860 durch Oberbürgermeister Burscher. In welcher Weise sie geschehen ist, sagt der Jahresbericht nicht, so daß wir nicht wissen, ob Kreyßig wie sein Vorgänger bei dieser Gelegenheit die Grundsätze entwickelt hat, nach denen er die Anstalt zu leiten gedachte. Er hat bei der Feier des hundertsten Geburtstages von Friedrich Schiller vor einer größeren Zuhörerschaft die Festrede am 9. November 1859 gehalten und sich dabei die Aufgabe gestellt: „In welchem Sinne ist Schiller der „Dichter der Freiheit“ zu

nennen?" Der Wortlaut oder auch nur der Gedankengang der Rede liegt nicht vor. Die Jahresberichte seiner Zeit zeigen nur, daß Kreyßig sich mit großer Liebe dem Turnunterricht hingegeben hat. So berichtet er im Jahresbericht von 1861: „Der Turnunterricht erfreute sich der dankenswertesten und liberalsten Fürsorge der städtischen Behörden. Die Leiter, Dr. Friedländer und der Direktor, teilten die Arbeit in der Art, daß Dr. Friedländer dem Rüst-Turnen, der Direktor dagegen den Exerzier- und Fechtübungen sein Hauptaugenmerk zuwandte. Die Übungen arbeiteten bei Vermeidung jeder Künstelei auf möglichste Aneignung praktisch anwendbarer Fertigkeiten hin. Ganz besonders wirkte die Einrichtung eines Lokales für das Winterturnen. Wir haben auf diese Weise für eine gründlichere Detail-Bildung Zeit gewonnen und werden uns dadurch in den Stand gesetzt sehen, im Sommer den Massenübungen und den so heilsamen Turnspielen mehr Raum zu geben. Die Exerzierübungen sind durch die höheren Orts verweigerte Verabfolgung von Gewehren leider von einer Pflanzschule eines männlichen schwungvollen Patriotismus zu bloßen Leibes- und Aufmerksamkeitsübungen herabgedrückt worden. Aber auch so bringen sie immerhin ihren Nutzen und werden sorgfältig fortgesetzt werden.“ Die erste städtische Turnhalle von Elbing wurde am 14. Oktober 1864 mit einem Turnen der Realschule eröffnet. Ebenso hat Kreyßig das Schülerwandern eifrig gefördert. Dem Jahresbericht von 1868 ist eine 19 Seiten lange Abhandlung über den Turnunterricht der Elbinger Realschule beigegeben. Weiter erzählt Kreyßig von dem Plane, mit dessen Durchführung 1865 begonnen wurde, die Sommer- und Herbstferien zusammenzulegen und das Schuljahr vor den Sommerferien zu schließen. Diese Neueinteilung wurde schnell wieder aufgegeben, so daß das Schuljahr 1864/1865 erst vor den Sommerferien, das folgende Schuljahr bereits wieder zu Ostern 1866 geschlossen wurde. Durch die Kriege von 1864 und 1866 ist der Schulbetrieb nicht berührt worden, nur daß im Jahre 1866 die Turnhalle vorübergehend als Lazarett benutzt wurde. Im übrigen hat sich Kreyßig während seiner Elbinger Zeit in einer Druckschrift zur Realschulfrage nicht geäußert; dagegen hat er später durch Schriften in die Auseinandersetzungen eingegriffen. Im Jahre 1871 erschien als Beilage zum Kasseler Jahresbericht aus Kreyßigs Feder: „Ein Wort zur Realschulfrage“ und im Jahre 1872 bei Weidmann in Berlin: „Über Realismus und Realschulwesen.“ Die Realschulen erster Ordnung waren jetzt in ihrem äußeren Aufbau ganz dem Gymnasium angeglichen. Der Lehrgang umfaßte ohne die Vorbereitungszeit neun Jahre und endete mit der Reifeprüfung. Aus der einstigen Bürgerschule ist eine höhere Schule geworden. Wird man daraus die Folgerungen ziehen und auch den Realschulprüflingen das Tor zur Hochschule öffnen? Ein scharfes Hin und Her ist darüber im Gange, und die Universitäten sind um ein Gutachten angegangen worden. Berlin z. B. äußerte sich schroff ablehnend, Königsberg aber entgegenkommend. Als Kreyßig Kenntnis

von den Gutachten genommen hatte, drängte es ihn, sich an der Auseinandersetzung zu beteiligen; so verfaßte er die beiden oben genannten Schriften. Er führt hier eine scharfe Klinge zu Gunsten der Realschulen, und er tut das nicht um seiner Schule willen; denn als die zweite Schrift erschien, war Kreyßig nicht mehr Direktor der Realschule in Kassel, sondern hatte seinen Wohnsitz nach Frankfurt am Main verlegt, wo ihn die polytechnische Gesellschaft beauftragt hatte, ihren gesamten Schulen eine einheitliche Organisation zu geben. Kreyßig knüpft seine Ausführungen in der Schrift von 1871 an die Unterrichts- und Prüfungsordnung von 1859 an, in der es heißt: „Die Realschulen sind keine Fachschulen, sondern sie haben es wie das Gymnasium mit allgemeinen Bildungsmitteln und grundlegenden Kenntnissen zu tun. Zwischen Gymnasium und Realschule findet daher kein prinzipieller Unterschied, sondern ein Verhältnis gegenseitiger Ergänzung statt. Sie teilen sich in die gemeinschaftliche Aufgabe, die Grundlage der gesamten höheren Bildung für die Hauptrichtungen der verschiedenen Berufsarten zu gewähren. Die Teilung ist durch die Entwicklung der Wissenschaften und der öffentlichen Lebensverhältnisse notwendig geworden, und die Realschulen haben dabei allmählich eine koordinierte Stellung zu den Gymnasien eingenommen.“ So sind beide Anstalten allgemeinbildende und keine Nützlichkeitsanstalten. Das Lateinische ist beiden gemeinschaftlich. „Im Sinne der Achtung vor der Wissenschaft und von der Erkenntnis dessen, was das Leben trägt und zusammenhält, lassen die Realschulen es sich angelegen sein, durch einen gründlichen Unterricht in der vaterländischen Sprache und Literatur sowie in der vaterländischen und Weltgeschichte ihre Zöglinge des geistigen Gesamtbewußtseins unserer Nation so teilhaftig zu machen, daß zwischen ihnen und den Zöglingen des klassischen Gymnasiums eine feste Gemeinsamkeit des Denkens und Wollens sich bildet, welche dem Hereinbrechen des Materialismus und der Nützlichkeitsbarbarei ein für allemal einen Kiegel vorschiebt.“ Kreyßig hat ein solches Vertrauen zu der Leistungsfähigkeit der Realschulen, daß er überzeugt ist, die Realschüler werden sich in den akademischen Prüfungen behaupten, wenn man ihnen nur die Tore der Hochschule öffnete. An der Berechtigungsfrage hängt die Zukunft nicht nur der Realschule, sondern auch des Gymnasiums; denn von den mehr oder minder großen Rechten, die sich an das Reifezeugnis knüpfen, bestimmt der größte Teil der Eltern die Schulform, die sie für ihre Söhne wählen. Nicht die Veranlagung ist entscheidend. „Man bringt das Söhnchen, wenn es die Mittel irgend erlauben, zunächst in die vornehmste, mit den meisten Berechtigungen ausgestattete Schule. Zeigt sich der Junge da unfähig oder unlustig, so ist er für die weniger „berechtigte“ Anstalt immer noch gut genug; denn es will dem Durchschnittsbewußtsein des Publikums nun einmal nicht einleuchten, daß der Staat an zwei Kategorien von Lehranstalten ganz gleiche Anforderungen in Bezug auf die Ausdehnung und Gründlichkeit ihrer Leistungen



stellen könnte, ohne ihnen auch ein gleiches Recht zu gewähren. Wo eine wichtige Berechtigung ohne Äquivalent fehlt, da muß es eben leichter sein. „Will der Staat nicht sowohl die Leistungsfähigkeit der Realschulen wie der Gymnasien schwächen, so muß er beide Schulararten gleichberechtigt machen; dann erst wird das Gymnasium wie die Realschule die Schüler bekommen, die ihrer Veranlagung nach auf sie gehören.“ „Wenn der Staat, so sagte das damalige Gutachten der Universität Königsberg Pr., zweierlei Anstalten für den höheren Unterricht hat, in deren einer mehr Nachdruck auf die alten Sprachen, in der anderen auf die exakten Wissenschaften und statt der alten Sprachen auf die neueren gelegt wird, dann hat er seinerseits die zeitgemäßen Forderungen erfüllt. Dann mag jeder nach Neigung seine Bildung in der einen oder der andern suchen, und wenn er mit Ausdauer und Erfolg bis zur Abiturienten-Prüfung gelangt ist, dann seinen weiteren Weg auf der Universität nicht durch Schranken und Hindernisse verwehrt finden. Der Staat aber mag der ängstlichen Nachfrage überhoben sein, auf welchem Wege jeder seine Kenntniffe erwerbe, den Nachweis aber der zum Staatsdienste notwendig erachteten Kenntniffe jedesmal in einer angemessenen und sorgfältig ausgeführten Staatsprüfung finden.“ Kreyßig hat die Schrift als Beilage des Jahresberichts der Realschule in Kassel veröffentlicht, als er von Elbing aus kommend die Leitung dieser Realschule übernahm. Er wird nach den Grundsätzen, die er hier ausspricht, auch unsere Schule geführt haben. Und so seien sie hier wiederholt: „Die Schule wird sich bestreben, in den unteren und mittleren Klassen der großen Mehrzahl der Schüler neben einer sittlich erziehenden Anregung die für die gewöhnliche Sphäre des bürgerlichen Arbeits- und Geschäftslebens ausreichenden Kenntniffe und Fertigkeiten zu gewähren, ihre höheren Klassen aber nur fleißigen und befähigten Schülern offen zu halten, denen es ernstlich um eine gründliche, humane Bildung unter Bevorzugung des Studiums der mathematischen und Naturwissenschaften und der neueren Sprachen zu tun ist. Die Realschule erster Ordnung ist weder eine Gewerbeschule noch eine Schnellpresse für einjährige Freiwillige, sondern lediglich eine Pflanz- und Pflegestätte der Humanität, der Sittlichkeit, des patriotischen Bürgersinnes, des selbständigen Denkens, der wissenschaftlichen, nach Erkenntnis der Wahrheit ohne Nebenrücksichten trachtenden Geistesarbeit. Sie unterscheidet sich vom Gymnasium nicht durch leichtere und bequemere Anforderungen, sondern nur durch eine andere, mehr der Natur und dem modernen Leben zugewandte Auswahl des Lehrstoffes und eine demgemäß hie und da modifizierte Methode. Das mögen die, welche uns ihre Söhne anvertrauen, bedenken und uns nicht die Schwächlinge zuführen, welche im Gymnasium nicht fortkommen konnten, sondern diejenigen Knaben, welche von vornherein Neigung für einen praktischen Beruf und für die Studien unseres Lehrplanes zeigen; oder, wenn sie uns dennoch als ultimum refugium für nicht versetzte Gymnasiasten be-

trachten, mögen sie sich weiter nicht wundern, im Falle sich später an dergleichen Schülern die schon oft vorgekommene Wahrnehmung wiederholt, daß „Abneigung gegen die alten Sprachen“ keineswegs gleichbedeutend ist mit Talent für die neueren und für die exakten Wissenschaften.“

Kreyszigs Nachfolger wurde Dr. Karl Brunnemann, ein viel in der Welt herumgekommener Mann, der an den politischen Kämpfen der Zeit den regsten Anteil genommen hatte und als Fortschrittsmann stark hervorgetreten war. Als nach den Revolutionsjahren von 1848—1850 in Preußen die Reaktion ans Ruder kam, ging Brunnemann in die Schweiz und war hier an den verschiedenartigsten Schulen tätig. Der geborene Berliner, der in seiner Vaterstadt das Friedrichs-Werdersche Gymnasium und das Joachimsthalische Gymnasium besucht hatte, kehrte nach Deutschland zurück, als König Wilhelm I. die politischen Flüchtlinge amnestierte. Ehe er die Leitung unserer Schule übernahm, wirkte er noch an der Realschule in Halberstadt und als erster Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium in Berlin. In seiner Antrittsrede, die er vor unseren Schülern am 5. Juli 1869 hielt, entwickelte er seine Erziehungsgrundsätze. Er betonte zuerst den großen gemeinschaftlichen Erziehungsgedanken aller Jugend deutscher Zunge. „Was meiner hier am Gestade der Ostsee harret, ist es nicht dieselbe Tätigkeit, die mir auch im märkischen Sande und am Fuße des Harzgebirges, an den lieblichen Ufern des Genfer Sees und im Anblick der schneebedeckten Hochalpen oblag, der Jugend zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile den rechten Weg zu zeigen?“ Er geht dann etwas auf das Geschichtliche ein und hebt hervor, daß sich schon bei Luther der Gedanke der Realschule finde, wenn der Reformator sage: „Die Kunst Grammatika lehrt, was die Wörter heißen, aber nun muß ich erstlich wissen, was ein Ding oder eine Sache sei, — wer die Erkenntnis der Sache nicht hat, dem wird die Erkenntnis der Worte nichts helfen... Wir sind jetzt in der Morgenröte des künftigen Lebens; denn wir fangen an, wiederum zu erlangen die Erkenntnis der Creaturen, die wir verloren haben. Wir beginnen, Gottes herrliche Werke und Wunder auch aus dem Blümlein und dem Pflirsichkern zu erkennen. In seinen Creaturen erkennen wir die Macht des göttlichen Wortes, wie gewaltig das sei, da er sagte: er sprach, da stund es da.“ Aber als eigentlichen Vater des Realschulgedankens bezeichnet Brunnemann Amos Comenius und führt uns dann über August Hermann Francke, Christoph Kemmler, Hecker und Spilleke bis auf seine Zeit. Brunnemann, der Verehrer Frankreichs, der noch zuletzt ein Buch über Robespierre geschrieben hat, sagt hier, daß die bürgerliche Gesellschaft sich immer und ewig aus verschiedenen Ständen zusammensetzen werde, sowohl nach dem Verhältnis, in dem die Menschen zu einander stehen, wie in der Richtung ihrer Tätigkeit. Es wird stets Führende und Geführte, stets Gelehrte und Praktiker geben. Demgemäß gliedere sich die Gesellschaft in drei Klassen: in die gelehrten, die höheren

gewerblichen und die niederen gewerblichen Stände. Dem entspreche das Gymnasium, die Realschule und die Volksschule. Von der Betrachtung der Aufgaben der Volksschule sieht Brunnemann in seiner Rede ab und stellt nur Gymnasium und Realschule gegenüber. Hier aber verlangt er mit Entschiedenheit, daß die Aufgaben beider Schularten nicht miteinander verquickt werden. Er bestreitet dem Gymnasium die Fähigkeit, für alle Lebensaufgaben vorzubereiten; aber ebensowenig vermöge das die Realschule. Deshalb solle die Realschule die Finger weglassen von der Universität; das sei allein Ziel des Gymnasiums. Dem Gymnasium stehe es auch nicht zu, das Recht für sich in Anspruch zu nehmen, daß es diejenigen ausrüsten könne, „die im Erwerbsleben regieren“. Die Aufgabe derer, die die Leitenden sind „im Geschäft, in den Fabriken, in den Werkstätten, in der Landwirtschaft, im Comptoir und auf den Handelsplätzen“, von deren humaner Bildung das Wohl und Wehe der Arbeiter abhängt“, „die ein Bollwerk sein sollen gegen das Eindringen des Materialismus und der bloßen Gewinnsucht“, „die die natürlichen Träger des Vertrauens für weitaus die Mehrzahl der Staatsbürger sind“, sind denen des gelehrten Standes mindestens gleichwertig, und so ist auch die Realschule dem Gymnasium vollkommen ebenbürtig. Treibt das Gymnasium die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, so soll die Realschule Wissenschaft und Leben miteinander in Beziehung setzen. Daher ist auch der kein brauchbarer Lehrer für die Realschule, „der aus der Theorie nicht den Weg ins Leben zu finden weiß, er mag im übrigen noch so gelehrt und kenntnisreich sein“. Beide Schularten stellen ein in sich geschlossenes Ganzes dar, und so hat der das Ziel nicht erreicht und das notwendige Wissen und Können sich nicht erworben, der den Weg durch eine der beiden höheren Schulen vor der Reifeprüfung abbricht. Aus dem Gesagten ergibt sich, welche Stellung Brunnemann zu der Frage einnimmt, welche Stellung dem Lateinischen im Lehrplane der Realschule zukommen müsse. Und hier könnte man sagen, er kündige schon die zukünftige Oberrealschule an, wenn er nicht ausführte, daß auch die Realschule nur soviel Mathematik und Naturwissenschaften in ihren Lehrplan aufnehmen dürfe, wie Raum bliebe, nachdem das Bedürfnis der ethischen Fächer — und zu ihnen rechnet er auch die Fremdsprachen — voll befriedigt sei. Von welcher Seite drohen nun der Realschule Gefahren? Brunnemann sieht deren zwei. Da ist erstens die Reaktion. Sie wandelt entweder die Realschule zum Gymnasium oder drückt sie zur Stadtschule herab. Diese Reaktion „geht von solchen aus, die einseitig auf dem Boden der Gymnasialbildung stehend nichts anderes als das Gewohnte und seit langen Jahren Hergebrachte gelten lassen wollen, weil sie für das Neue kein Verständnis haben.“ Die zweite Gefahr sieht Brunnemann in den Menschen, welche die Realschule sich als Fachschule wünschen, während sie es auf die Bildung des ganzen Menschen abzielt und ihre Schüler „für die Erfüllung der gesamten Lebensaufgabe tüchtig machen soll.“ Und nun folgerichtig entsprechend

den obigen Ausführungen: „Weit größer jedoch ist in meinen Augen die Gefahr, die der Realschule von seiten kurzichtiger Freunde droht, die in der Meinung, nur dann sei sie dem Gymnasium wirklich ebenbürtig, wenn sie einige der dem Gymnasium zustehenden Rechte wie die Berechtigung, auf das Studium der Medizin, der Naturwissenschaften und dergleichen vorzubereiten, auf sie übertragen, es aber übersehen, daß sie die Realschule dadurch ihrem wahren Zweck entfremden und sie nur zu einem Gymnasium zweiter Ordnung herabdrücken würden. Da können wir nur wünschen: „Gott bewahre die Realschule vor solchen guten Freunden, mit ihren Feinden wird sie schon selber fertig werden.“ Für die vollausgebauten Realschulen, so fährt Brunnemann in seinem Gedankengange fort, sei vornehmlich in den größeren Städten Platz; alle kleineren Städte aber sollten für die zukünftigen Handwerksmeister, Gutsverwalter, Kapitäne der Kauffahrteischiffe u. ä. verkürzte Realschulen einrichten, die in vier aufeinander folgenden Klassen in einem Lehrgange von fünf Jahren das Pensum der Realschule bis zur Tertia einschließlich umfassen. Die sechsjährigen Realschulen, die zum Abschlusse das Berechtigungszeugnis für den einjährig-freiwilligen Dienst geben, hält Brunnemann nicht für ersprießlich. Nachdem so Brunnemann seine Grundsätze über die Realschule ausgesprochen hat, ruft er seinen Mitarbeitern im Lehrkörper zu: „Einheit im Notwendigen, Freiheit im Zweifelhafte, in allem aber Liebe“ wird die Richtschnur meines Handelns sein. Das Schlußwort richtet er an die Schüler: „Seid stets eingedenk, daß ihr an mir einen väterlichen Freund habt, stets bereit, mit Rat und Tat zu helfen; einen väterlichen F r e u n d , auch wenn ich in den Fall komme, ein strenges, strafendes Wort an euch zu richten, was kaum wird ausbleiben können, da in meiner Person sich die D r d n u n g verkörpern muß, die in diesem Gemeinwesen walten soll. Aber ebenso offenbar ist es, daß gewisse Seiten der Tätigkeit in diesem Gemeinwesen nur euch zukommen. Das stille Wirken in euch, das befruchtende Verarbeiten des Empfangenen, das Öffnen eurer Herzen für Gott und die Menschen, das Nähren der Flamme, die wir in eurem Innern entzünden, das alles kann nur e u r e Sache sein, auf die wir wohl hindeuten können; zu vollbringen aber hat sie ein jeder für sich. Und weiter gibt es einen Einfluß und zwar einen sehr erheblichen Einfluß eines jeden einzelnen von euch auf die andern Glieder des Gemeinwesens, der sich gleichfalls ohne unser direktes Eingreifen geltend machen muß: daß der gute Geist alles, auch das Verborgene durchdringe; daß eine belebende, alles durchdringende Ordnung das G a n z e beseele, und zwar eine Entwicklung des Sittlichen als des großen Bandes aller Willen von dem Gerechtigkeitsfönn an, der jedem das ihm innerlich Gebührende gern und mit Freudigkeit zuerteilt bis zum Knüpfen zarter Bande des Gemütes, dem sinnigen Nähren der Freundschaft, dem Zueinanderschlagen der Herzen; und wieder das Hinwenden alles innerlich Vereinten auf einen letzten gemeinsamen Zweck, ein gemeinsames Handeln im Dienste des Wahren und Guten,

das ist eure große sittliche Aufgabe. Und das sie euch gelingen möge, euren Eltern und euch selbst zur Freude und der Stadt Elbing und dem gesamten Vaterlande zum Heile, dazu wolle der allmächtige Gott jezt und immerdar in Gnaden seinen Segen geben!"

Zwei Jahrzehnte hindurch hat Dr. Karl Brunnemann unsere Schule geleitet. Hermann S u d e r m a n n, der unter ihm Schüler unserer Anstalt gewesen ist, hat ihm in seinem Werke „Bilderbuch meiner Jugend“ ein Denkmal gesetzt. Als Sudermann seinen siebenzigsten Geburtstag feierte, hat ihm unsere Schule ihre Glückwünsche ausgesprochen in Form eines von unserm Mitarbeiter Studienrat Ernst Krüger hergestellten Albums mit Photographien, in dem Sudermann die Stätten bildlich dargestellt fand, deren er in seinem Buche Erwähnung tut. Hermann Sudermann hat uns darauf ein Dankschreiben gesandt, in dem er unsere kleine Aufmerksamkeit als seine größte Geburtstagsfreude bezeichnet hat. Zugleich übersandte er einige seiner Werke als Geschenk für unsere Lehrerbücherei mit eigenhändiger Widmung.

Brunnemann hat noch die Feier des 50jährigen Bestehens unserer Schule vorbereitet, die nicht im Jahre 1887 stattfand, um das Zusammentreffen mit dem Stadtjubiläum zu vermeiden, sondern erst im Jahre 1891, in dem 50 Jahre vergangen waren, seitdem die Schule von der Stadt Elbing übernommen wurde. Brunnemann hat mehrere Jahre hindurch dem Jahresbericht Abhandlungen beigegeben, die Abschnitte aus der Geschichte der Schule behandeln. Er hat hier manche persönlichen Vorgänge aus der Frühzeit der Schule erzählt; mit besonderer Betonung aber berichtet er über einen politischen Vorfall, der sowohl seinem Inhalt nach für die Zeit wie seiner Form nach für Brunnemann bezeichnend ist. Er sei deshalb hier mit Brunnemanns Worten wiedergegeben: „Der Anlauf, den Preußen seit dem 18. März 1848 genommen hatte, sich zum Rechtsstaate herauszuarbeiten, war bekanntlich bald wieder ins Stocken geraten, und allmählich breitete sich eine Willkürherrschaft über das ganze Land aus, die an Unversfrorenheit nichts zu wünschen übrig ließ und unter deren Eingreifen in ihre Verhältnisse auch die Elbinger Bürgerschule schwer zu leiden hatte. Auch an anderen Orten sind Lehrer auf Grund anonymen Denunziationen diszipliniert worden, hat man ihnen die Bestätigung wegen ihrer politischen Gesinnung verweigert, ist es ihnen untersagt worden, kulturgeschichtliche Vorlesungen zu halten oder an der allgemeinen Lehrerversammlung teilzunehmen; aber der Elbinger höheren Bürgerschule gegenüber trat polizeiliche Willkür mit einer Brutalität auf, die denn doch wohl als Unikum dasteht und es daher wohl verdient, zu Nutz und Frommen der Nachwelt für immer festgenagelt zu werden. Am 30. Oktober 1851 erschien nämlich der Polizeiinspektor N e u m a n n in Begleitung eines Polizei-Gezeuganten auf Grund einer schriftlichen Ordre des Polizeidirigenten Landrat v o n Z y c h l i n s k i in der Anstalt und

untersuchte trotz eines zu Protokoll gegebenen Protestes während der Unterrichtsstunden die Schreibhefte der Schüler nach etwa auf den Deckeln derselben befindlichen unsittlichen oder revolutionären Darstellungen, konfiszierte auch in der Tat einen Hefdeckel mit einer „Ermordung Lichnowskis“ bezeichneten Lithographie und nahm denselben als corpus delicti mit. Auf Anzeige des Direktors erhob die Staatsanwaltschaft Klage wegen Mißbrauch der Amtsgewalt auf Grund der §§ 34 und 315 des Strafgesetzbuches, aber wie vorauszusehen gewesen war, unter Erhebung des Kompetenz-Konfliktes ließ man die Sache im Gande verlaufen. Und ebensowenig Erfolg hatte eine Beschwerde des Direktors bei der Regierung in Danzig; am 11. Februar 1852, also nachdem sie sich viertelhalb Monate besonnen, reskribiert dieselbe, daß das polizeiliche Verfahren wohl mit mehr Rücksicht hätte erfolgen sollen, daß sie aber eine Überschreitung der Amtsgewalt von Seiten Z y c l i n s k y s nicht gelten lassen könne. Die Sache hatte ein komisches Nachspiel. Ein durch seine originellen Inserate bekannter Buchbinder empfahl infolgedessen eine lange Zeit „bunte Schreibhefte, welche von der Königl. Polizei als zulässig anerkannt sind, in großer Auswahl“.

Im Auftrage des Comité's für die fünfzigjährige Jubelfeier verfaßte der Lehrer der Anstalt, Professor Dr. Robert Dorr, einen „kurzen Abriß der Geschichte des Elbinger Realgymnasiums“. Die Festrede bei dem öffentlichen Schulakt am Sonnabend, dem 9. Mai 1891, um 11.30 Uhr, im Festsaale der Schule, hielt in Vertretung des erkrankten Direktors Dr. Karl Brunnemann der erste Oberlehrer der Anstalt, Professor Dr. Rudolf Nagel, der dann auch der Nachfolger Brunnemanns im Amte des Direktors unserer Schule geworden ist. Über den Inhalt seiner Festrede sei ein kurzes Wort gesagt. Sie ist im Jahresbericht von 1892, der den Verlauf der Jubelfeier schildert, im Wortlaut abgedruckt. Sie enthält nichts Grundsätzliches, sondern ist geschichtlich gehalten und gibt einen Überblick über die Entwicklung der Schule in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens. In der damaligen Zeit erwartete man eine neue Schulreform. Auf der großen Schulkonferenz, die im Dezember 1891 in Berlin stattgefunden hatte, war folgender Beschluß gefaßt worden: „Es sind grundsätzlich in Zukunft nur zwei Arten von höheren Schulen beizubehalten, nämlich Gymnasien mit den beiden alten Sprachen und lateinlose Schulen.“ Das Realgymnasium sollte also durch die Oberrealschule abgelöst werden. Nagel sagt, daß die Realschulmänner erschreckt von diesem Beschlusse Kenntnis genommen hätten, und wir erinnern uns, wie der Gründer unserer Schule, Prediger Rhode, mit aller Bestimmtheit das Lateinische für die höhere Bürgerschule abgelehnt hatte, während sein Nachfolger Benecke es sofort einführte. Nagel sieht aus der Entwicklung, die jetzt Rhode recht zu geben scheint, den Scharfblick des Begründers unserer Schule, „welcher schon damals in dem Lateinischen den Bildungsfaktor ahnte, welcher die Schule einst von dem ihr gesteckten Ziele

entfernen sollte, und wenn jetzt nach 50 Jahren das Lateinische aus der realistischen Schule entfernt wird, so knüpfen wir an die Rhodesche Schule an." Bemerkenswert ist ferner der Hinweis, daß schon damals die Stadt Elbing die Absicht hatte, unsere Schule an den Staat abzugeben und daß schon seit Jahren Verhandlungen darüber schwebten. Auch muß die Stadt mit den Geldmitteln für die Jubelfeier sehr zurückhaltend gewesen sein; „denn die Festgabe des Lehrkörpers, welche in einer Festschrift bestehen sollte, zu welcher alle Kollegen bereits ihre Arbeiten vollendet hatten, hat leider unterbleiben müssen, da die Mittel zum Drucke derselben nicht vorhanden waren.“ „Blicken wir zum Schluß in die Zukunft“, so endet Nagel seine Ansprache, „so ist sie unsicher, und wir gehen ihr mit einem gewissen bangen Gefühl entgegen; aber wir sind zu sehr von dem vollsten Vertrauen zu den das Schulwesen leitenden höchsten Staatsbehörden erfüllt, als daß wir deshalb zaghaft sein sollten. Die altpreussischen Traditionen weisen daraufhin, daß in Fragen, welche so tief in das Volkswohl einschneiden, keine Überstürzung stattfindet. Wir wissen, daß die Erwägungen, welche unter dem speziellsten Einfluß Sr. Majestät des Kaisers selbst von seinen hervorragendsten Räten, unterstützt von den ersten Größen, welche wir im Schulfach besitzen, gepflogen werden, zu gutem Ziele führen m ü s s e n , und daher sehen wir auch in Beziehung auf unsere Anstalt vertrauensvoll in die Zukunft.“ Der auf der Berliner Konferenz vom Dezember 1891 gefaßte Beschluß, nach dem die Realgymnasien hätten verschwinden müssen, ist nicht zur Ausführung gekommen. Die Realgymnasien blieben bestehen; aber Nagel begann sehr bald mit der Umwandlung unseres von ihm geleiteten Elbinger Realgymnasiums zur Oberrealschule. Doch das gehört schon in das zweite halbe Jahrhundert der Geschichte unserer Schule.

Um die Jahrhundertwende

Von Professor Dr. Traugott Müller.

In einer Zeit, in der es keine Elternabende und keinen Elternbeirat gab, waren für die Beziehungen des Elternhauses zur Schule die Jahresberichte von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Regelmäßige Sprechstunden der einzelnen Mitglieder des Lehrerkollegiums waren ebensowenig angesetzt, wie auch ein besonderes Sprechzimmer fehlte, sodaß für die Besprechungen mit den Eltern, falls diese nicht die Privatwohnung des Lehrers aufsuchten, der Korridor oder, falls die Eltern während der Pause erschienen, ein Klassenzimmer als Verhandlungsraum benutzt werden mußte.

Eine nicht unwesentliche Beigabe für die Jahresberichte bildeten die Beilagen, die vielfach von den eigentlichen Programmen getrennt, sogar vielfach im Format verschieden, wenn auch nicht alljährlich, so doch früher fast in jedem Jahr erschienen. Man darf nicht erwarten, daß diese Veröffentlichungen von gleichem Wert gewesen wären, manche hätten wohl besser in Fachzeitschriften veröffentlicht werden können; aber der weitaus größere Teil derselben ist von besonderer Bedeutung gewesen.

Besonders wertvoll dürften die Arbeiten sein, die irgend ein Gebiet, das in näherer Beziehung zur Schule selbst stand, behandelten. In diese Gruppe gehört die Abhandlung von E. Borth: „Eine methodische Behandlung der Konstruktionsaufgaben von Dreiecken und Vierecken, soweit sie ohne Anwendung von Proportionen lösbar sind.“ Hieraus erwuchs in erweiterter Form ein viel benutztes Buch über Konstruktionsaufgaben. Eine vielbegehrte Schrift war die von N. Nagel bearbeitete Zusammenstellung: „Die naturkundlichen Sammlungen des Realgymnasiums zu Elbing.“ L. Neubaur veröffentlichte 1897: „Aus der Geschichte des Elbinger Gymnasiums: I. Rektoren des 16. Jahrhunderts, II. die inneren Verhältnisse der Schule vom 16. bis zum 18. Jahrhundert“ und 1899: „Beiträge zur älteren Geschichte des Gymnasiums zu Elbing: I. Aus der Zeit des Rektors Johannes Mylius, II. Aus dem inneren Leben der Schule“. Aus dem Gebiete der

Vorgeschichte der engeren Heimat lieferte R. Dorr wertvolle Beiträge: „Übersicht der prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing 1893 und 1894“, denen er 1902 bei seinem Scheiden aus dem Schuldienst hinzufügte: „Die jüngste Bronzezeit im Kreise Elbing“. Auf eigenen Beobachtungen beruhende, gewissermaßen eine Zusammenfassung seiner Sammeltätigkeit darstellend, die Beilage 1907 von F. Kaufmann: „Die in Westpreußen beobachteten höheren Pilze“.

1901 veröffentlichte Schöber: „Das Staatsideal Platons“; 1909 Wendt: „Zu Schillers 150jährigem Geburtstag: Seine Bedeutung für die nationale Erziehung unserer Zeit“.

Aus früherer Zeit sei noch die erste Arbeit, welche die geognostischen Verhältnisse des Elbinger Gebietes behandelt, angeführt. Es ist Lieber: „Elbings nächste Umgebung in geognostischer Hinsicht“. 1846.

Eine beachtenswerte Erscheinung bildete die *außeramtliche Tätigkeit der Mitglieder des Lehrerkollegiums*, die erkennen läßt, daß neben dem Berufe eine größere Zahl der Lehrpersonen Gelegenheit fand, auch in weiteren Kreisen zu wirken.

Herr Direktor Dr. Nagel war mehrere Jahre hindurch Vorsitzender des Gewerbevereins und hat in dieser Vereinigung bestimmend auf die im Winter stattfindenden Vorträge und Vereinsversammlungen eingewirkt, im Sommer ermöglichte er die Besichtigung gewerblicher und industrieller Anlagen. Daß hierdurch auch für die Schule manches Wertvolle erzielt wurde, ergibt sich dadurch, daß die auf dem Gebiete der Technik erzielten Neuerungen, wie z. B. Herstellung von Aluminium, Verwendung des Thernits usw., Gelegenheit boten, die chemisch-technische Sammlung durch kostenlose Erwerbung von Proben der Erzeugnisse zu bereichern. Auf dem Gebiete des Gewerblichen Berufsschulwesens hat er bahnbrechend gewirkt und als Ergebnis dieser Betätigung zwei Schriften veröffentlicht: „Die Gewerblichen Fortbildungsschulen der Provinz Preußen 1875“ und „die Gewerblichen Fortbildungsschulen Deutschlands 1877“. Zum fünfundsiebzigjährigen Bestehen des Gewerbevereins verfaßte er: „Geschichte des Elbinger Gewerbevereins 1828—1903.“ Elbing 1903. Außerdem war er Stadtverordneter der Stadt Elbing und hat als solcher segensreich gewirkt. Durch besondere Verhältnisse in Elbing veranlaßt, gab er eine Broschüre mit dem Titel: „Der moderne Gespensterglaube, genannt Spiritismus“, Leipzig 1880, heraus.

Herr Professor Dr. Robert Dorr ist langjähriger Vorsitzender der Elbinger Altertumsgesellschaft und Rustos des Städtischen Museums gewesen. In dieser Eigenschaft hat er zahlreiche Ausgrabungen erfolgreich durchgeführt, über die er vielfach in den Sitzungen der genannten Gesellschaft berichtet hat. Zahlreich sind auch seine Veröffentlichungen über vorgeschichtliche Funde. Daß er auch Interesse an geophysikalischen Fragen nahm, lehrt seine Arbeit: „Über das Gesteinsgesetz

der Festlandumrisse und die symmetrische Lage der großen Landmassen", Liegnitz 1873, deren Kritik von Alfred Kirchhof ihn zur Herausgabe einer besonderen Zeitschrift: „Der Antikritiker, Organ für literarische Verteidigung“ veranlaßte. In das Gebiet der Molekularphysik gehört seine Studie: „Mikroskopische Faltungsformen“. Merkwürdig ist, daß Dorr in seinen Mußestunden sich geometrischen Untersuchungen zuwandte, deren Ergebnisse in den beiden Schriften: „Eine praktisch ausführbare Lösung des Problems der beliebigen Winkelteilung“, 1893, und „Die Kreislinie und die Seite des kreisgleichen Quadrats annähernd darstellbar durch goniometrische Funktionen. Ein Beitrag zur Quadratur des Kreises“, 1894 niedergelegt wurden. Die Überführung des Städtischen Museums aus dem Rathause in den Festsaal der früheren Oberrealschule und angrenzende kleinere Räume bedeutete für ihn die Neuaufstellung der 3. L. sehr wertvollen Stücke, so daß der von ihm zehn Jahre vorher herausgegebene „Führer durch die Sammlungen des städtischen Museums zu Elbing“ seinen eigentlichen Wert verlor.

Viel gebraucht waren: „Elbing, Neuer illustr. Führer, 2. Aufl. 1910“ und „Gadinen, Illustrierter Führer 1900“, und „Aus der Vergangenheit des Ostseebades Rahlberg“. Elbing 1914. Um unsere Schule hat er sich durch Veröffentlichung von „Kurzer Abriß der Geschichte des Elbinger Realgymnasiums zur 50jährigen Jubelfeier der Anstalt“, Elbing 1891, verdient gemacht.

Als Verwalter der Stadtbibliothek, die damals im Staatlichen Gymnasium untergebracht war, hat L. Neubaum ihm besonders zusageende Möglichkeit der Betätigung gefunden. Von ihm rührt der zweibändige Katalog dieser umfangreichen Büchersammlung her, der auch heute noch von Bedeutung ist. Schriftstellerisch hat er Gelegenheit gehabt, neben den seiner Vorliebe für die Geschichte des Elbinger Gymnasiums entsprungenen Arbeiten zahlreiche kleinere Abhandlungen zu veröffentlichen, unter denen wohl die „Die Sage vom ewigen Juden“ behandelnde die bekannteste ist.

Herr Professor R u d o r f f hat sich um das Kriegervereinswesen von Elbing und Umgegend große Verdienste als Leiter des Elbinger Kreiskriegerverbandes erworben.

Der Zeichenlehrer K a u f m a n n, der eine Reihe von Jahren den Unterricht in der Naturkunde erteilt hatte, besaß besonderes Interesse an den Pflanzen und hatte sich eine gute Kenntnis der heimischen Blütenpflanzen angeeignet. Seine besondere Vorliebe wandte er den höheren Pilzen zu. Es ist staunenswert, mit welcher eiserner Willenskraft er sich daranmachte, sie vor allem nach ihren Kennzeichen zu unterscheiden. Sein zeichnerisches Talent bot ihm das geeignete Hilfsmittel, die so zarten und so leicht in Verwesung übergehenden Körper in ihrer Gestalt und Färbung zur späteren Vergleichung in gewissem Sinne festzuhalten, um sie mit neuen Funden zu vergleichen. Die zweite Möglichkeit, um diese Untersuchungen

durchzuführen, war, ein Verfahren herauszuarbeiten, ihren Körper ganz oder teilweise zu konservieren. Dadurch, daß er hierbei das Wesentliche herausfand, indem er die äußeren Lagen sowohl des Stieles wie auch der Oberseite des Hutes von den inneren Zellagern trennte und presste, daß er von dem Pilz selbst durch ungestörtes Ausstreuen seiner Sporen ein selbsthervorgerufenes Bild der Verteilung der Sporenträger hervorrief, war er im Stande, die z. T. wenig in die Augen tretenden Unterschiede der verschiedenen Arten zu erkennen.

Diese seine Lebensarbeit hat er zunächst in verschiedenen Bestimmungstabellen, die zumeist in den Berichten des Westpreussischen Botanisch-Zoologischen Vereins erschienen sind, späteren Geschlechtern erhalten. Vielfach hat er auf Jahresversammlungen dieses Vereins seine Präparate vorgelegt. Eine größere Menge derselben ist vom Botanischen Institut der Universität Königsberg und vom Westpreussischen Provinzial-Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig erworben worden. Eine äußere Anerkennung wurde ihm zuteil, als ihm 1893 bei Gelegenheit der internationalen Ausstellung in Chicago, zu deren Beschickung das Kultusministerium aufgefordert hatte, ein Preis zuerkannt wurde. „Preparations award. A new and very usefull idea in teaching“ lautete die Anerkennung. Unermüdlich hat er auch im Ruhestande seine Lieblingsbeschäftigung ausgeübt.

Nach der Erkrankung des Direktors Brunnemann übernahm 1891 Professor Dr. Rudolf Nagel die Leitung der Anstalt und wurde am 12. Oktober als Direktor bestätigt. Als der Verfasser dieses Berichtes ihn Michaelis 1901 kennenlernte, war er ein schwerkranker Mann, dem sein Leiden (Polyarthrit deformans), eine Art Knochenweichung, viele Schmerzen bereitere und, obwohl ihm seine geistige Frische erhalten blieb, zu seinem verhältnismäßig frühzeitigen Übertritt in den Ruhestand die Ursache bildete. Im Herbst 1903 siedelte er nach Danzig über und hat dort bis zu seinem Lebensende, von seiner fürsorgenden Gattin gepflegt, seinen Lebensabend in geistiger Frische zugebracht.

Als Naturwissenschaftler hat er sich — er unterrichtete vor allem Chemie und Naturkunde — auf dem Gebiete der Methodik erfolgreich betätigt. Er verfaßte einen Schlüssel zum Bestimmen der Blütenpflanzen, der, sich eng an Garcke's Flora von Nord- und Mitteldeutschland anlehnend, für die Hand des Schülers die Möglichkeit bot, fast sämtliche Gattungen der in der Umgebung Elbings vorkommenden höheren Pflanzen nach ihren Kennzeichen zu ermitteln. Mit großem Nachdruck verlangte er von seinen Schülern das Botanisieren und hatte deshalb die Naturkundestunden auf Montag und Donnerstag gelegt, damit ein freier Nachmittags Gelegenheit bot, in Wald und Flur Pflanzen zu sammeln und sie ihm in der nächsten Unterrichtsstunde vorzulegen. Für den zoologischen Unterricht hatte er kleine Heftchen, „Zoologische Hefte“ bezeichnet, herausgegeben, die eine Einführung für jedes Lehrbuch der Tierkunde darstellen sollten und etwa einer kleinen allgemeinen Zoologie

entsprachen und auf der Unterstufe zweckmäßig Verwendung fanden, bis methodische Schulbücher diese Art der Vorbereitung überflüssig machten.

Besonders gut waren die *naturkundlichen Sammlungen* ausgestattet, vor allem dadurch, daß nach dem Tode des Herrn Dr. Schmidt, Direktor der Höheren Mädchenschule zu Elbing, die von ihm zusammengebrachten reichhaltigen Sammlungen durch die Stadtverwaltung gegen Zahlung einer Rente an die Witwe erworben wurden. Sie umfaßten eine Pflanzensammlung, die, nach der v. Klinggräffschen Flora geordnet, sämtliche damals aufgefundenen höheren Pflanzen der Umgebung Elbings enthielt. Sehr reichhaltig waren die Sammlungen von Schmetterlingen und von Käfern des paläarktischen Faunengebietes zum Teil mit Angabe der Fundorte. Die besonders wertvollen Abarten sind gegen Abgabe von Dubletten der Universitätsammlung Königsberg vor allem exotischer Wirbeltiere umgetauscht worden. Aus den Schmidt'schen Sammlungen stammen zahlreiche Schädel besonders auch einheimischer Wirbeltiere und wahrscheinlich auch zahlreiche Stopfpräparate von Vögeln und Säugetieren.

Die umfangreiche Mineraliensammlung, sowie die Sammlung von Gesteinen wurden in einem besonderen Raum, der gleichzeitig als Unterrichtsraum in Kristallographie, Mineralogie und Gesteinslehre für die Oberklassen diente, aufbewahrt.

Die Raumverhältnisse gestatteten nicht ein besonderes Sammlungszimmer für die beachtenswerten Sammlungen einzurichten. Sie waren meist in Schränken des Unterrichtsraumes untergebracht. So angenehm es war, die zu verwendenden Anschauungsmittel jeden Augenblick zur Verfügung zu haben, so hatte doch diese Art der Unterbringung auch ihre großen Nachteile. Die Aufmerksamkeit der Schüler während des Unterrichts war durch das unwillkürliche Betrachten der vorhandenen Schaustücke stark beeinträchtigt. Die Sammlungsstücke selbst litten, soweit sie nicht in den Schränken waren, stark unter Verstaubung und unter Einwirkung des Tageslichtes.

Nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Mittel wurden die Anschauungsmittel durch Ankäufe von leistungsfähigen Naturalienhandlungen vermehrt. Nicht unbedeutend waren auch die Geschenke, die besonders aus den Kreisen der ehemaligen und derzeitigen Schüler den Sammlungen zuzingen. Eine größere Konchylien-Sammlung wurde vom Stadtrat Eugen Stach überwiesen.

Die Räumlichkeiten des Schulhauses in der Kalkschemnstraße (Abb. 5) waren sehr schlicht und sind noch heute wenig gegenüber dem Zustande in der Zeit der Jahrhundertwende verändert. Der Eingang zum Schulhaus geschah vom Hofe aus. Im Flur befanden sich Schränke zur Aufnahme der Landkarten. Rechts lag das Lehrerzimmer, in dem auch die Konferenzen und die Reifeprüfungen abgehalten wurden. Nach der Straßenseite lag rechts ein Klassenzimmer, links der Unterrichtsraum für die Mineraliensammlung und den Unterricht in Mineralogie. Der Korridor

reichte bis zum Festsaal. Zu diesem führte durch einen kurzen Flur auch eine größere Tür von der Kalkscheunstraße, die gewöhnlich geschlossen war. Nach der Straßenseite befanden sich zwei Klassenräume (Quinta und Sexta). In dem Seitenflügel lagen zwei weitere Klassenräume, in denen anfänglich die Vorschule untergebracht war. Dann folgten die Unterrichtsräume für Physik und Chemie. Später wurden die drei Vorschulklassen in die Nachbargebäude verlegt, die freigewordenen Räume dienten dem physikalischen und dem chemischen Unterricht. Den Abschluß nach Süden bildete ein quergestelltes Gebäude, das zu ebener Erde dem Unterricht in der Naturkunde diente. Eine Treppe über diesem befand sich der Zeichensaal, in welchem auch die Modelle und Vorlagen aufbewahrt wurden. In dem Seitenflügel lagen in demselben Stockwerk Klassenzimmer (Quarta und die beiden Tertia). In der Ecke war die Bibliothek untergebracht. Nach der Straßenseite lagen die Räume für die Oberklassen.

Die Heizung geschah durch Kachelöfen; zur Beleuchtung diente Gasglühlicht mit selbstthätiger Zündung. Eine Schuluhr fehlte; die Schulglocke wurde vom Schuldiener Kusch bedient. Der Festsaal fand auch für den Gesangsunterricht Verwendung, sein massiger Kronleuchter verbrauchte sehr viel Gas, so daß in den übrigen Räumen, wenn er brannte, meist eine nur schwache Helligkeit herrschte. Die Räume für den physikalischen und den chemischen Unterricht hatten Anschluß an die elektrische Starkstromleitung (Gleichstrom mit 110 Volt). Eine Turnhalle fehlte: Zum Turnunterricht wurde die Turnhalle in der Ritterstraße benutzt.

Der Schulhof reichte von dem an der Straßenseite gelegenen Schulgebäude, in dem sich zu ebener Erde auch die Wohnung des Schuldieners, in dem oben gelegenen Stockwerk die des Direktors befand, bis zu einem Bretterzaun, der den Direktorialgarten abgrenzte. Ein schmaler Gang führte auf der Ostseite zu dem verhältnismäßig kleinen Schulgarten, durch den ein kleiner Hommelarm hindurchfloß.

Besonders lästig wurden die engen Schulräume empfunden, als im Laufe der Jahre die Zahl der Schüler immer größer wurde. Bei Regenwetter war, um die Klassenzimmer zu lüften, der Aufenthalt für die Schüler auf den Korridoren vorgeschrieben, eine Maßnahme, die vielfach infolge der Enge zu Unzuträglichkeiten Anlaß gab.

So wurde ein Neubau des Schulgebäudes zu dringender Notwendigkeit. Herr Geheimrat Nagel betonte stets, die Schulbauangelegenheit wolle er seinem Nachfolger überlassen. Kleinere Vorarbeiten, die sofort vorzunehmen waren, bildeten Einrichtungen, die die vorgeschriebenen chemischen Schülerpraktika ermöglichten. Hierzu genügten 16 Arbeitsplätze an den mit den erforderlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Schränken, die so eingerichtet waren, daß sie auch in das neue Schulgebäude übernommen werden konnten.

Als 1912 der Neubau bezogen wurde, hieß es, auch Sammlungen, Büchereien und Anschauungsmaterial aller Art, soweit sie verwendbar waren, sachgemäß von

der alten in die neue Arbeitsstätte zu überführen. Da die Geldmittel durch besondere Verhältnisse stark beschränkt waren, mußten freiwillige Hilfskräfte herangezogen werden. Mit bewundernswertem Eifer haben die Schüler unter Leitung der für das Fach in Frage kommenden Lehrer die Sammlungstücke und Apparate aus dem Schulgebäude in der Kalkscheunstraße nach dem Neubau in der Moltkestraße hinübergebracht.

Die Veränderungen im Lehrerkollegium waren im allgemeinen gering. Nachdem Herr Oberlehrer Rutsch und Professor Dr. Robert Dorr am Beginn des neuen Jahrhunderts in den Ruhestand getreten war, folgten ihnen Professor Dr. Güglaff und Professor Fabian, später Professor Schneider. Greisend war das Hinscheiden der beiden im besten Mannesalter stehenden Amtsgenossen Rudorff und Reimer.

In der Regel blieben die Mitglieder des Lehrerkollegiums bis zu ihrem Ausscheiden aus dem Dienst an der Schule tätig. Eine Ausnahme bildete Herr Dr. Graß, der zunächst nach Königsberg an eine Realschule übertrat, um dann das Direktorat einer Vollanstalt zu übernehmen. Herr Dr. Waldemar Dorr siedelte nach einigen Jahren von hier nach Oberschöneweide bei Berlin über. Dr. Walter Grack wurde als Hilfsarbeiter in das Provinzial-Schul-Kollegium von Danzig berufen, um später das Direktorat in Neusalz in Schlesien zu übernehmen.

Daß versucht wurde, den Schülern alles Mögliche, das ihren Gesichtskreis erweiterte, zur Anschauung zu bringen, ist erklärlich. Lebende Tiere freilich konnten, da der Besuch des Zoologischen Gartens in Königsberg mit besonderen Unkosten verknüpft war, nur ausnahmsweise gezeigt werden.

Daß derartige V o r f ü h r u n g e n nicht immer gefahrlos waren, lehrt folgende Episode. Eines Tages wurde ich in das Zimmer des Direktors gerufen, der mir mitteilte, daß ein im Ruhestand lebender Lehrer persönlich um die Erlaubnis gebeten hatte, den Schülern lebende Tiere vorzuführen, darunter auch Klapperschlangen, die er dazu bringen könnte, das eigenartige Geräusch hervorzurufen, das man als Klappern bezeichnete. Besonders lehrreich sei aber der letzte Teil seiner Darbietungen, in dem er zunächst eine Brillenschlange zum Tanzen brächte, dann aber verschiedene Tiere in den Trance-Zustand versetzen würde, um sie zum Schluß wieder aus diesem Schlaf zu erwecken. Die Vorführung verlief auch programmäßig, wenn auch ein m. E. bedenklicher kurzer Zeitraum eintrat, als er sechs lebende Kreuzottern an den Schwänzen gepackt in einer Hand hielt und an den aufgestellten Schülern vorübertrug. Bei dem letzten Teil war das sogenannte Tanzen der Kobra, wie es Schlangenhändler in Ostindien und Nordafrika vorführen, nicht harmlos. Ebenso wenig die Einschläferung der Giftschlange, die in diesem Zustande sich unbeweglich, steif wie ein Stock, vom Tische hochheben ließ. Wer diese Vorführung richtig beurteilte, wußte, daß vielleicht ein Zufall die Erstarrung lösen und damit eine Giftschlange

gefährlichster Art den Schülern gegenüberstellte. Auch dieser Teil verlief ohne Störung. Bei der am nächsten Tage im Gymnasium stattfindenden Vorführung trat am Schluß ein unerwartetes Ereignis ein. Der Herr Direktor war am Schluß sofort aus dem Festsaal gegangen, so daß der die Veranstaltung leitende Herr sich eilig von ihm verabschieden wollte. In dem nächsten Augenblick war die Kobra aus der Betäubung erwacht, bewegte sich blitzschnell auf den Fußboden und verschwand in der Orgel. Erst nach einigen Stunden gelang es Herrn Orgelbauer Wittke und seinen Gehilfen nach teilweisem Auseinandernehmen des Werkes, in Gegenwart des Besitzers der Schlange, diese aus ihrem Versteck zu verjagen und in ihren Behälter zurückzubringen.

Durch die Übersiedlung der Schule in den Neubau und das Eintreten von jüngeren Lehrkräften erhielt unsere Schule unter Leitung des Herrn Oberstudien Direktors Hermann Kantel einen beachtenswerten Aufschwung. Viele Schüler haben in dem alten und in dem neuen Gebäude eine Ausrüstung fürs Leben erhalten, dessen Anforderungen sie sich mit verschwindend wenigen Ausnahmen gewachsen gezeigt haben.

Bei Beginn des Schuljahres 1907/8 wurde der Lehranstalt ein Pädagogisches Seminar angegliedert. Als Ostern 1890 die praktische Ausbildung der Kandidaten des höheren Lehramts auf zwei Jahre verlängert wurde ging man von der Erwägung aus, daß im ersten, dem „Seminarjahre“, die Kandidaten in ihre praktische Lehrtätigkeit von geeigneten Pädagogen eingeführt und hierbei mit kleineren Lehraufgaben betraut werden sollten, während sie im zweiten Jahr ihrer praktischen Vorbereitung für ihre spätere Tätigkeit Gelegenheit hatten, sich an größere Betätigungsmöglichkeiten heranzumachen, um nach erfolgreicher Durchbildung die Fähigkeiten zur Verwendung im höheren Schuldienst zu erhalten. Im ersten Jahre vereinigten die Pädagogischen Seminare eine kleinere Zahl von Kandidaten zu gemeinsamer Vorbildung, und es galt als ein besonderes Zeichen des Vertrauens der vorgesetzten Behörde, wenn eine höhere Schule mit einer derartigen Einrichtung betraut wurde.

In der Durchführung der Bestimmungen war dem Leiter ein ziemlicher Spielraum gelassen, die Hauptsache blieb immer der Erfolg der Ausbildung.

Im Laufe der Jahre ist eine größere Anzahl junger Amtsgenossen in Elbing ausgebildet worden, nicht nur aus der Provinz Westpreußen, sondern auch aus anderen Provinzen des preussischen Staates. Sie haben wohl sämtlich diese Zeit mit geringen Ausnahmen als ein Jahr der Einführung in den praktischen Schuldienst, das ihnen eine beachtenswerte Förderung zuteil werden ließ, angesehen.

Als der Weltkrieg ausbrach, eilten sämtliche Mitglieder des Seminars zu den Fahnen, so daß ich bei meiner Rückkehr nach Elbing am 13. September 1914 keinen der vorher vorhandenen jungen Kollegen vorfand.

Der Neubau der Heinrich von Plauen-Schule

Von Studienrat R ü g e r.

Da die „höhere Bürgerschule“ Elbings 1837 weder von der Stadt noch von dem Staate ins Leben gerufen wurde, sondern dem Weitblick und dem Einsatzwillen eines einzelnen, wenig geldkräftigen Mannes ihr Dasein verdankt, war auch ihre bauliche Unterbringung ursprünglich recht bescheiden: in der Wasserstraße Nr. 31 wurden Stuben gemietet, an deren Unzulänglichkeit als Schulräume niemand, der die alten Häuser dort kennt, zweifeln kann. Für 13 Schüler schienen sie auszureichen. Aber ihre Zahl stieg rasch, und schon im nächsten Jahre wurde die Lebenssche Tabakfabrik in der Kalkscheunstraße gemietet, die Rhode im Vergleich zur bisherigen Unterkunft für ein „sehr geräumiges und freundliches Schullokal“ erklärt. Hier gab es endlich einen Schulhof! Aber das starke Wachstum der Schule brachte es mit sich, daß bereits 1842 die Stadt, in deren Hände sie inzwischen übergegangen war, das Haus „Am Lustgarten“ Nr. 6 — die heutige Stadtbücherei — für sie erwarb. Auch dieses Heim wurde rasch zu klein und war, da es fest in die Straßenseite eingegliedert war, nicht erweiterungsfähig. Also mußte wieder umgezogen werden. So wurde 1848 die Lebenssche Tabakfabrik angekauft und für Schulzwecke ausgebaut: es wurde z. B. eine Aula eingerichtet. Damit war nun vorläufig das Ende des Umherziehens erreicht. Das Wachstum der Schule allerdings hielt an und zwang immer wieder zu Anbauten; aber für diese war hier Platz, wenn es auch schließlich auf Kosten des Schulhofes und daher der Erholungsmöglichkeiten der Schüler ging. 1864 z. B. wurde die Turnhalle in der Baulücke zwischen der Schule und dem nächsten elbingwärts gelegenen Miet Hause errichtet, und damit war man endlich von dem weiträumigen, aber entlegenen und nur bei gutem Wetter benutzbaren Turnplatz an der Königsberger Straße unabhängig. 1876 endlich wurde der Seitenflügel „um 11 Klassenfenster in zwei Geschossen“ verlängert. Damit war aber auch der für Erweiterungsbauten zur Verfügung stehende Raum restlos erschöpft, und als der Raumbedarf der Schule weiterhin wuchs, blieb nichts anderes übrig, als die Nachbarhäuser anzukaufen und ihre engen Stuben durch

Herausbrechen von Zwischenwänden usw. in behelfsmäßige Klassen umzuwandeln. Was für eine Erschwerung des Schulbetriebes daraus erwuchs und wie wenig die gesundheitlichen Verhältnisse bei dieser Unterbringung der Jugend befriedigen konnten, lag auf der Hand. Hier setzte der neuberufene Direktor, Hermann Kantel, an, und es gelang ihm, die Stadtverordnetenversammlung so sehr von den unhaltbaren Zuständen zu überzeugen, daß sie am 22. Juni 1908 den einstimmigen Beschluß faßte, ein von Grund auf neues Schulgebäude zu errichten.

Wer heute die reichbewegte Schaufseite der Heinrich von Plauen-Schule betrachtet, wie sie die sanft ansteigende Moltkestraße (Abb. 6) beherrschend abriegelt, oder wer die burgartig geschlossene, ephenumrankte, durch den wuchtigen Turm überragte Rückseite vom Mühlenstamm (Abb. 7) aus auf sich wirken läßt, ahnt nichts von den Kämpfen und Widrigkeiten, die sich zwischen Plan und Vollendung dieser gerade durch ihren Gegensatz wirkungsvollen Baubilder geschoben haben.

Mit dem Kampf um den Bauplatz fing es an: die Stadt hatte nach und nach alle Gebäude der Kalkscheunstraße von der alten Schule bis zum Elbing hin erworben. Ihr Grund und Boden sollte zusammen mit dem Gebäude der alten Schule den Bauplatz für den Neubau abgeben..

Mit diesem Plan war der Oberrealschuldirektor Kantel nicht einverstanden. Er erkannte, daß das geplante Gebäude in der engen, abgelegenen Straße nie zu befriedigender Wirkung kommen konnte. Höchstens die Flußseite gab die Möglichkeit zur Entfaltung eines bedeutenden Baubildes; aber gerade der Elbing war die schwächste Stelle des Bauplatzes in der Kalkscheunstraße; denn er bedrohte mit seinem Triebsand und hohen Grundwasserstand die Fundamentierungsarbeiten aufs schwerste. Außerdem verwies er infolge seiner sumpfigen Ufer und der Speicherinsel die künftige Stadtausbreitung nach Osten. Damit aber wären die Schulwege mit der Zeit immer länger und für Schüler und Eltern unbequemer geworden. Die Schule mußte also im Osten, möglichst im Mittelpunkte der zukünftigen Stadt liegen.

„Dieser Gedanke stieß indes auf lebhaften Widerspruch, besonders in der Stadtverordnetenversammlung: Man wollte — wie leicht verständlich — den langvorbereiteten und als fest geltenden Plan nicht ohne weiteres den Anschauungen des neu eingetretenen Direktors opfern. Günstiger stellte sich jedoch der Magistrat zu seiner Anregung, und es wurde ihm anheimgestellt, persönlich und privatim nach einem anderen Bauplatze Umschau zu halten und gegebenenfalls Vorschläge zu unterbreiten.“

Ortskundige Freunde und Gönner meines Gedankens machten auf einen der Sankt-Annen-Gemeinde gehörigen, zu gärtnerischer Nutzung verpachteten Garten an der Altstädtischen Grünstraße aufmerksam, der nach Lage und Größe (etwa 8000 qm) für den Schulneubau wohl geeignet schiene.

Der Gemeinde-Kirchenrat von Sankt-Annen war zum Verkauf bereit, forderte aber einen so hohen Preis, daß weitere Verhandlungen zunächst aussichtslos erschienen und einige Zeit ruhten. Sie kamen erst wieder in Fluß, als der Gemeinde-Kirchenrat nach einigen Monaten seine Forderung um ein Drittel ermäßigte, und gediehen schließlich so weit, daß zur Beschlußfassung eine Sitzung des Gemeinde-Kirchenrats unter dem Vorsitz des Präsidenten des Danziger Konsistoriums — dessen Zustimmung zur Veräußerung von Kirchengut erforderlich war — stattfand, zu der ich und — auf meinen Wunsch — Stadtbaurat Braun eingeladen wurden. Hier boten wir auf Grund sachkundiger Berechnungen als angemessen für den Bauplatz 40 000 RM, und dieses Gebot wurde noch an demselben Tage von dem Gemeinde-Kirchenrat angenommen.

In diesem Stande wurde die Angelegenheit förmlich dem Magistrat unterbereitet — mit dessen Leiter, Herrn Oberbürgermeister Elbitt, ich natürlich ständig in Fühlung gewesen war — von diesem gebilligt und als sein Antrag an die Stadtverordnetenversammlung geleitet, — von dieser aber abgelehnt.

Nun war die Frage des Neubaus recht schwierig geworden.

Da rettete der zweite Bürgermeister Gausse die Lage. Er war der Meinung, daß — nach genügender Vorbereitung — die Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung durch eine niedrigere Preisstellung zu erlangen wäre, und erreichte es durch zähe Bemühung nach einiger Zeit, den Gemeinde-Kirchenrat zur Ermäßigung seiner Forderung auf 30 000 Mk. zu bewegen. Eine auf dieser Grundlage erneut eingebrachte Magistratsvorlage wurde von den Stadtverordneten angenommen — und damit war der Weg für den Neubau frei.“ (Kantel.) Als ernsthafter Einspruch konnte natürlich ein anonymes Brief nicht gelten, der „mehrere Eltern“ unterzeichnet war; trotzdem sei spaßeshalber sein einziger Gegengrund im Wortlaut angeführt: „Man denke sich unsere Kleinen, die solange von Elternliebe behütet und bewacht, an diesem neuen Ort, ist es da nicht fürchterlich, daß die Kinder beständig das Gefängnis vor Augen bekommen sollen; wie verderbend wirkt schon ein Transport Gefangener, wie bringt dies die Kinderseelen in Aufruhr, und nun wollen gar die Herren der Stadt diese verderbenbringende Stätte den Kindern als tägliches Augenmerk geben!“

Da der Bauplatz auf dem letzten Ausläufer der Elbinger Höhe liegt, bot der Baugrund keine Schwierigkeiten, bis sich völlig unerwartet gerade an der Stelle, wo der 48 Meter hohe Turm stehen sollte, ein Pfahlrost aus starken Stämmen zeigte. Seine Beseitigung verursachte beträchtliche Mehrarbeit, zumal gerade die Grundmauern des schweren Turmes besondere Vorsicht verlangten.

„Doch das war nur eine kleinere Hemmung. Ein größerer Unfall war es, daß im Sommer 1911 die Decke im zweiten Obergeschoß des Turmes einstürzte und alle darunter befindlichen Decken bis ins Kellergeschoß mit durchschlug. Sämtliche

Decken des Baues waren als trägerlose Steindecken nach dem System Gracoann ausgeführt worden, wogegen sich nach den über die Erprobung dieses Systems eingeholten Auskünften keinerlei Bedenken ergeben hatten. Die Ursachen des Einsturzes konnten auch von dem als Sachverständigen zugezogenen Professor der Statik Rohnke von der Technischen Hochschule in Danzig nicht mit Sicherheit festgestellt werden. (Vermutlich handelte es sich um ein unglückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände — anhaltenden Regen verbunden mit Überlastung durch Ziegelstapel — denen die frisch eingezogenen Decken nicht gewachsen gewesen waren.) Ein doppeltes Glück bei diesem Mißgeschick war es, erstens, daß der Einsturz während einer Arbeitspause erfolgte und deshalb keine Personenunfälle zu beklagen waren, und zweitens, daß die Außenwände des Turmes (ausgeführt von Maurermeister Depmeyer) so ausgezeichnet standgehalten hatten, daß sie auch nicht die geringste Beschädigung zeigten. — Die Frage war nun, ob die Möglichkeit eines Deckeneinsturzes auch für andere Teile des Gebäudes zu befürchten wäre. Der Sachverständige äußerte zwar mündlich, daß er eine solche Besorgnis nicht habe, lehnte aber für das zu erstattende schriftliche Gutachten eine entschiedene Stellungnahme zu dieser Frage ab. Bei dieser Sachlage drang ich, in dem Gefühl der Verantwortlichkeit für etwaige spätere Betriebsunfälle, mit Entschiedenheit darauf, daß die Tragfähigkeit sämtlicher Decken durch nachträglich eingezogene Eisenträger verstärkt würde, obwohl das keine Verschönerung bedeutete und meine bisherige große Freude und Lust an dem Bau für längere Zeit stark beeinträchtigte. Es wurde demgemäß beschlossen.

Aber das Mißgeschick, das über diesem Bauabschnitt waltete, war noch nicht erschöpft. Die Eisenträger waren zu schleuniger Lieferung bestellt worden und sollten auf dem Wasserwege durch den Dampfer „Elbing VIII“ von der Reederei J. Schichau nach Elbing gebracht werden. Dieser Dampfer ging im schweren Sturm bei der Insel Borkum unter, mit ihm die ganze Besatzung und die Träger. Die Bestellung mußte wiederholt werden.“ (Kantel.)

Da auch die Einebnung des Schulhofes höhere Kosten verursachte, als vorausgesehen waren, konnte das Innere der Schule nicht so ausgestaltet werden, wie es in Aussicht genommen war. Trotzdem wurde der Voranschlag um 86 000 Mk. überschritten.

Eine letzte Gefahr bedrohte die bauliche Wirkung der Schule. Es wurde nämlich bekannt, daß der jüdische Grundstückspekulant Levy auf der Südseite der Moltkestraße eine vielstöckige Mietskasernen zu errichten plante. Dadurch wäre natürlich die Schaufseite der Schule von der Moltkestraße her zum großen Teil verdeckt und so gänzlich um ihre Wirkung gebracht worden. Gerade noch rechtzeitig gelang es, durch die Baugenenordnung dem vorzubeugen: die Bebauung der Moltkestraße wurde nur für zweigeschossige Häuser freigegeben. Infolgedessen „rentierte“ sich die

Bebauung nicht mehr, und Herr Levy zog es vor, seinen Bauplatz der Stadt zu günstigen Bedingungen zu verkaufen. Er wurde in den Rosengarten verwandelt, eine kleine, aber schöne öffentliche Gartenanlage, die neuerdings durch das Bildwerk des sterbenden Achill noch einen ganz besonderen Reiz erhalten hat.

Bei der Errichtung der Schule band man sich nicht ängstlich an den vorhandenen Plan, vielmehr erfolgte sie in engster Zusammenarbeit zwischen dem Architekten und dem Schulmann. Direktor Kantel hatte auf einer Studienreise durch Deutschland, die er zusammen mit Oberbürgermeister Elbitt und Stadtbaurat Braun unternommen hatte, die bedeutendsten Schulneubauten genau kennengelernt und wußte auch seine eigenen Schulerfahrungen zur Geltung zu bringen. So ist es kein Wunder, daß der Bau der Heinrich von Plauen-Schule an Zweckmäßigkeit seinesgleichen sucht.

Die Schauseite der Schule an der Moltkestraße enthält überhaupt keine Klassenräume: es liegen vielmehr links der Einfahrt die Direktor-, rechts im hochgelegenen Kellergechoß die Hausmeisterwohnung und die Räume für den Biologieunterricht, die nach dem rechts von dem Gebäude befindlichen Schulgarten ihren eigenen Ausgang haben. Aber der Hausmeisterwohnung sind die Lehrbücherei und — mit den Fenstern nach Süden — die naturkundlichen Räume angeordnet, darüber wiederum die physikalischen Arbeitsräume und über diesen im höher gebauten südlichen Teil zieht sich die lange Fensterreihe des Gesangsaaes hin. Der an der Südseite des Gebäudes vorspringende Turm enthält das Treppenhaus. Sein in 32,5 Meter Höhe gelegener Absatz, über den die vom Elbinger Volkswitz als „Sektflasche“ bezeichnete Überdachung des Austritts hinausragt, bietet bequemen Raum für die ersten erdkundlichen Übungen in der Heimatbetrachtung und astronomischen Beobachtungen der Oberstufe. Für sie steht dort oben ein Fernrohr bereit, das von der Fabrik eigentlich für das Physikalische Institut von Wladikawkas (Kaukasus) gebaut war.

Durch die gewölbte Einfahrt betreten wir den Schulhof. Rund 3000 qm sind mit Kies bedeckt und dienen Turnspielen oder der meist mit kräftiger körperlicher Bewegung verbundenen Pausenentspannung der unteren und mittleren Klassen. Die würdigeren Primaner lustwandeln indes ungestört unter den Bäumen des „Primanergartens“ daneben. Jenseits des Schulhofs erheben sich die schmucklosen Klassenflügel. Sie stoßen im stumpfen Winkel zusammen; damit wurde einmal der vorhandene Bauplatz bis ins Letzte ausgenutzt, und andererseits verbesserte die Anordnung im stumpfen statt im rechten Winkel die Übersichtlichkeit im Innern des Gebäudes; denn der Aufsichtsführende hat es leichter, vom Scheitelpunkt des Winkels aus die Flure nach beiden Seiten zu übersehen. Namentlich früher ist an der Schmucklosigkeit der Klassenflügel vielfach Anstoß genommen worden: man wünschte allerlei baulichen Zierrat. Heute sind wir dem Architekten

R a n g, der die künstlerische Bauleitung hatte, und seinen Elbinger Auftraggebern dankbar, daß sie fest blieben und der mit ihrem Barockzierrat doch noch im Banne des 19. Jahrhunderts verbleibenden Schauseite an der Moltkestraße hier die Baugesinnung des 20. Jahrhunderts gegenüberstellten: Die ruhige Sachlichkeit, die die weiten Mauerflächen nur durch die Wagerichten der Fensterreihen und Senkrechten der Abfallrinnen gliedert und durch rauhen Putz, das rote Ziegeldach und den weißen Fensterrahmenanstrich belebt, wird heute schon besser verstanden. Wir haben eben einen reinen Zweckbau vor uns. (Abb. 6.) Das kommt auch in seiner Ausrichtung nach der Windrose zum Ausdruck: der Hauptklassenflügel erhält sein Licht ausschließlich von Westen, d. h. während der Hauptunterrichtsstunden am Vormittag wird die direkte Sonnenbestrahlung der Klassen vermieden, der Hauptgrund für die bei den Schülern ebenso beliebten wie den Fluß des Unterrichts störenden Hitzeferien.

Im Übrigen bietet der Schulhof (Abb. 8) aber auch bewegtere Baubilder, so z. B. steht am nördlichen Ende des Klassenflügels der Giebelbau der Turnhalle, der durch einen Bogengang mit dem Hauptgebäude verbunden ist. Den fensterlosen Nordgiebel des eigentlichen Schulgebäudes belebt eine schlanke Pappel. Der freie Raum, den der Bogengang überdeckt, sollte den Platz für einen Erweiterungsbau darstellen, falls die Schule zur Doppelanstalt ausgebaut würde. — Als sie in das neue Gebäude einzog, umfaßte sie nämlich nur ein Realgymnasium (9 Klassen) und eine Realschule (6 Klassen) mit gemeinsamer Vorschule (3 Klassen). — Als dann der Ausbau zur Oberrealschule tatsächlich gelang, konnte man die neu geschaffenen Oberklassen in den Vorschulklassen unterbringen, die ja in der Grundschule aufgingen. So erübrigte sich ein Anbau, und der Bogengang blieb erhalten. Blickt man von hier rückwärts, so erscheint das Obergeschoß des Eingangsbaus aufgegliedert durch die hellen Sandsteineinfassungen der hohen Festsaalfenster, und darüber hebt sich der Turm mit seinem blaugoldenen Zifferblatt. Die kleinen Kupfergedeckten Dachreiter sind die Mündungen von Lüftungsschächten der Klassenräume. Auch der Turmhelm war einst mit Kupfer bekleidet, aber die Kriegswirtschaft von 1918 ersetzte es durch Zink.

Der kleine Eingang unter dem Bogengang am Nordflügel führt ins Keller-geschoß, das aber nur wenig — entsprechend der Neigung des Schulhofes nur 0,50 bis 1 Meter — unter der Erdoberfläche liegt.

Infolgedessen war es auch für die Benutzung durch die Schüler voll ausbaubar: am Beginn liegt der F a h r r a d r a u m für die vielen Schüler, die aus der Bannmeile der Stadt, oft viele Kilometer weit, zur Schule radeln. Dahinter sind 3 W e r k r ä u m e angeordnet, die aber erst in jüngster Zeit — und auch da nur teilweise — ausgebaut und für Werkunterricht und Modellflugzeugbau in Anspruch genommen werden konnten. Der geplante großzügigere Ausbau konnte nicht

mehr durchgeführt werden, weil der Baukostenvoranschlag ja überschritten wurde und darum bei der Innenausstattung an allen Ecken und Enden gespart werden mußte. Der technische Bauleiter, Architekt Silberstorf, hat ohne sein Verschulden Kopfschmerzen genug davon bekommen.

Ein paar Stufen im nördlichen Treppenaufbau hinauf geht es zur Turnhalle (Abb. 9), deren Wände vor ein paar Jahren von einer Schülerarbeitsgemeinschaft (Obertertia) unter Leitung des damaligen Studienreferendars Heuer mit Sportlergestalten bemalt wurden. Im Vorraum der Turnhalle langte es 1912 nur zu ein paar Waschbecken, heute ist hinter einer neugezogenen Wand eine Duschanlage eingebaut. Die zweite Halbtreppe hinauf gelangt man in den Flur des Erdgeschosses. Wie alle Flure des Gebäudes ist er auffallend breit; aber er dient ja nicht nur dem Verkehr, sondern gleichzeitig als Aufenthaltsraum für die Schüler bei schlechtem Wetter. Er erfüllt diesen Zweck auch vollkommen; denn er ist nur auf der einen Seite von Klassenräumen begrenzt, also hell, und die anderen Seiten weisen hochgelegene Fenster auf, die durch einen einarmigen Rippflügel (Elbinger Patent) mühelos geöffnet werden können. Dadurch wird eine nachhaltige Lüftung erreicht. Jeder Flur enthält einen dreifachen Wandbrunnen, durch den durstige Jungen sich einen feinen Wasserstrahl in den Mund spritzen können — wohl die gesündeste Lösung der heiklen Frage, wie viele Menschen an einer Stelle ihren Durst stillen können. Wie die Flure, so gleichen sich auch die Klassenräume, die nur in der Größe ein wenig voneinander abweichen, wie es die größere oder kleinere Besucherzahl mit sich bringt.

An Besonderheiten wären im Erdgeschoß das Bildzimmer zu erwähnen, ein verdunkelbarer Raum, in dem dauernd die Lichtbildgeräte der Anstalt — ein Leitz-Epidiaskop und ein Siemens-Schmalfilmer — gebrauchsfertig aufgestellt sind und außerdem eine Sammlung von Bildern und Abbildungswerken, um jederzeit zum Lehrvortrag auch das Bild hinzufügen zu können. Eine Treppe höher, genau über dem Haupteingang in den Klassenflügel, befindet sich ein Zimmer mit den Wandkarten, bequem von allen Seiten erreichbar.

Gehen wir im Erdgeschoß weiter, so kommen wir zum Haupttreppenhaus, das die Schüler benutzen. Hiervon biegt der Flur im stumpfen Winkel um, und somit beginnt ein zweiter Flügel. Er enthält — am Treppenhaus gelegen — in allen drei Geschossen auch noch Klassenräume, sonst aber im Erdgeschoß Lehreraufenthaltsraum und -sitzungszimmer (Abb. 1), darüber die Räume für den chemischen Unterricht und im obersten Geschos den Zeichensaal, die Modellkammer und die Schülerbücherei.

Dieser Flügel ist in allen drei Geschossen durch große Glastüren gegen das Treppenhaus, das im Turm aufwärts führt und allein von schulfremden Personen

benutzt wird, abgeschlossen, um die im Flur aufgehängten Überkleider und Kopfbedeckungen der Jungen gegen Diebstahl zu sichern.

Durchschreiten wir diese Tür im Erdgeschoß, so befinden wir uns in dem großen *Vorraum*, den alle kennen, die einmal den Festsaal der Heinrich von Plauenschule besucht haben. Man erreicht ihn durch die Tür in der Durchfahrt, nachdem man an dem Zimmer des Hausmeisters und der Lehrerbücherei vorbeigegangen ist. An dem Vorraum liegt das Sprechzimmer, in dem eine recht sonnige Landschaft hängt, um etwas über die manchmal recht ernststen Gespräche zwischen Eltern und Lehrern hinwegzuträsten.

Die Türen rechts der Treppe führen zu der naturwissenschaftlichen *Sammlung*, die wohl die größte in Ostpreußen außerhalb Königsberg ist, und zum naturkundlichen Lehrzimmer. Darunter liegen die biologischen Räume. Durch ihre Fenster sieht man den Schulgarten, zu dem hier auch eine Tür führt, so daß die Naturwissenschaft ihr enggeschlossenes Reich hat.

Das Treppenhaus im Turm ist durch ein Geschenk der Marine zu einer Ehrenhalle unserer jungen deutschen Seemacht ausgestaltet worden, da alle ihre wichtigen Schiffsarten in lebendigen Lichtbildern vorhanden sind. Es führt nach einer Treppenwindung auf einen zweiten Vorraum, den links die *physikalischen Räume* begrenzen — genau wie bei dem Reich der Chemie bestehen sie aus dem Hörsaal, dem Lehrerarbeitszimmer, dem Lehrmittel- und dem Schülerarbeitsraum. Im Hintergrund ist die Dunkelkammer untergebracht, und rechts daneben liegen die Dienstzimmer des Direktors.

Die letzte Treppenwindung bringt uns dann zum höchstgelegenen Vorraum, dessen Wand eine Marmortafel mit dem Bronzemedallion Direktor *Krenßig* schmückt, der 1845—69 an unserer Schule erfolgreich wirkte und sich in ganz Deutschland als Schriftsteller, Redner und Politiker einen Namen gemacht hat. Nahebei hängt ein Bild des bekanntesten Schülers unserer Anstalt, *Hermann Sudermanns*, der sie zwar nur kurze Zeit (1870—72) besucht hat, ihr aber nach seiner eigenen Darstellung im „Bilderbuch meiner Jugend“ entscheidende Anregungen verdankt. Links vom Festsaal liegt der lange schmale *Gesangsaal* mit einer schönen Aussicht auf die Stadt.

Dann öffnen sich die beiden Doppeltüren des *Festsaals*. Der erste Blick umfaßt das Führerbild und die Orgel in der Mitte der nördlichen Schmalwand — die Orgel ist ein Geschenk ehemaliger Schüler — und rechts und links von ihr die beiden Lichtbringer der Menschen, Prometheus und Christus, als Fresken gemalt. Das im vollen Licht der Fensterwand liegende Prometheusbild ist in dunkleren Farben gehalten, während der im Schatten der Orgel predigende Christus (Abb. 10) von einem zwischen dem Gewölke hervortretenden Sonnenstrahl um-

leuchtet wird, als er sein: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid — ich will euch erquickend!“ spricht.

Vor der im kalten Blau drohenden Bergkette schwingt Prometheus (Abb. 11) seinen rotglühenden Brand der edleren Menschenrasse zu, die rechts im Vordergrund einen Augenblick von der überraschenden Glut geblendet wird. Ein Weib freilich gibt sich dem Niedergehenden schon ganz und gar gläubig hin, als sähe sie sich bereits mit ihrem inneren Auge in der neuen Rolle einer priesterlichen Hüterin des heiligen Herdfeuers. Dumpfes Staunen hält die tierhaftere Rasse links davon ab, von den bereits ergriffenen Vernichtungswaffen gegen diejenigen Gebrauch zu machen, denen der Göttersohn das Feuers bringt. Sie versinken im nächtlichen Dunkel, während im Osten über den Bergen bereits der neue Morgen über dem zukunftssträchtigeren Geschlecht heranbricht.

Die westliche Wand bringt einen Längsschnitt durch die deutsche Geschichte, wobei möglichst Elbing in den Vordergrund gestellt wird: auf dem ersten Bild (Abb. 13) kehren Wikinger heim, beladen mit der Beute südlicher Länder. Unter dem Hakenkreuz am Bug ihres Schiffes finden sich zusammen der wehrhaft Recke und die starke, kinderstrohe Mutter seines Geschlechts. Der Elbinger mag sich dabei vorstellen, daß er einen Vorgang in Truso miterlebe. Die Stadt Elbing selbst gründet freilich erst der Orden, und so unterzeichnet der Gebietiger auf dem nächsten Bilde (Abb. 14) das Stadtprivileg. Er trägt die Züge von Dr. Mertens, der bei der Einweihung der Schule der Oberbürgermeister unserer Stadt war — ein Rath Herr, der Oberstudiendirektor Kantel gleicht, reicht ihm dazu den Gänsekiel. Sinnbildlich erfolgt damit zugleich die Einweihung des neuen Schulgebäudes vor 25 Jahren. Alte Elbinger werden auch in den übrigen Köpfen dieses Bildes gute Bekannte begrüßen können.

Das große Weltkriegsgemälde (Abb. 12) spiegelt die politische Lage zur Zeit seiner Entstehung in den ersten Augusttagen 1914 wieder. Siegfried-Deutschland hat mit mächtigem Hiebe Belgien zu Boden geschlagen, Frankreich zum Strancheln gebracht und holt gerade zu furchtbarem Schläge gegen Rußland und seine Gefolgsmannen aus. Österreich hinter ihm ist durch tückische Feinde in seinem Rücken am vollen Einsatz gehindert, und der Türke wartet noch seine Schicksalsstunde ab. Auch England, der schwarze Ritter ganz im Vordergrund, hat noch nicht mit seinem Dreizack, der Waffe des Meerergottes, eingegriffen, aber gierig schielt schon der Hai, das Sinnbild seiner Kriegsflotte, aus der Brandung. Noch ruht Amerika, der Indianer, sein Pfeilbündel im Arm, aber er verfolgt aufmerksam den Verlauf des Kampfes, ein versandbereites Geschloß in der Rechten. Unter dem Wetterhimmel hinter ihm stößt der deutsche Aar die feindlichen Raubvögel in den Abgrund nieder. Das Weltkriegsbild hat aus Gründen der Raumaufteilung die geschichtliche Folge durchbrochen. Sein

Geschehen ließ sich nicht in den engeren Rahmen der anderen Bilder fassen und mußte daher in der Mitte der Wand gestaltet werden. Links von ihm folgt der dritte Höhepunkt deutscher Geschichte, an dem Elbing teil hat — die Zeit Friedrichs II. (Abb. 15). Vor dem „Königshaus“ (P. H. Müller am Alten Markt) wird er von Elbinger Bürgern begrüßt, als er sich durch eigenen Augenschein davon überzeugen kommt, wie der Stadt gegenüber dem noch nicht zu Preußen gehörenden Danzig zu neuer Wirtschaftsblüte zu verhelfen ist. Wieder stecken bekannte Elbinger Bürger aus der Zeit des Schulneubaus im Rock der friderizianischen Zeit, aber auch Königsberger Bekannte Professor Pfeiffers, des Schöpfers der Bilder, haben hier Modell gestanden. Die rasch entfaltete Handelsblüte Elbings verging wieder, aber dauerhafter blieb seine Bedeutung als Industriestadt, die in erster Linie Ferdinand Schichau herbeiführte. Er steht auf dem nächsten Bilde (Abb. 16) zwischen seinem Nachfolger, Geheimrat Ziese (im hellgrauen Gehrock), und dem kräftigen Arbeitsmann, die als Arbeiter der Stirn und der Faust gemeinsam einen Bauriß betrachten.

Die Bilderreihe wurde durch den Weltkrieg jäh unterbrochen und erst nach dem Friedensschluß wieder in Angriff genommen. Das Gedankenchaos dieser Zeit ist leider nicht ohne Einfluß auf das große Gemälde der südlichen Schmalwand (Abb. 17) geblieben: die thronenden Frauengestalten stellen die einzelnen Nationen dar, die sich im Völkerbund um die Friedensgöttin scharen, während der Regenbogen, der Nachklang des abgezogenen Gewitters, den Bauern und die Arbeitsgemeinschaft des Ingenieurs und Arbeiters miteinander verbindet. Die Früchte ihres Schaffens bringen sie der Friedensgöttin dar. Das pazifistische Sinnbild zu ihren Füßen, das zerbrochene Schwert, ist übermalt worden und auch der Jesajaspruch (2 V. 4): „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen, denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und werden hinfort nicht mehr kriegen lernen.“ Statt seiner hängt ein Hindenburggemälde da.

Aber das Völkerbundsbild ist nur ein einziger Mißton im Festsaal, denn alle anderen Geschichtsbilder predigen das harte und doch so gesegnete Grenzerschicksal unserer ostpreussischen Mark: Kampf und Arbeit. Man sähe an seiner Stelle lieber eine bildliche Zusammenfassung der Aufbauarbeit im Dritten Reich. Es ist wie ein Sinnbild, daß gerade bei diesem Bilde die von Professor Pfeiffer angewandte neuartige Maltechnik sich am wenigsten bewährt: ganze Stücke sind im Begriffe abzublättern. Glücklicherweise sieht man das Gemälde ja nicht, wenn man abschiednehmend in der Tür steht und damit die Blickrichtung der Schüler hat, wenn sie im Festsaal versammelt sind, dann erblickt man nur die Bilder einer heroischen Lebenshaltung und weiß, daß ihr innerer Gehalt bewußt und mehr noch unbewußt auf die Jungen einwirken muß, die jahrelang unter ihnen leben und bei allen bedeut-

samen Anlässen unter ihnen zusammenkommen. Die Deckenausmalung läßt den Sternenhimmel durch stilisierte Dachbalken hereinschauen, und um das mittelste der drei Himmelslichter, die die Lampen darstellen, hat Frau Pfeiffer einen Puttentanz, um die anderen je einen Rosenkranz auf lichtfarbigem Untergrunde gemalt.

Nach dem Verlassen des Festsaals entdecken wir im Vorraum noch eine kleine Tür rechts. Sie führt zu vielen Treppen, die endlich auf der großen, rund um die „Sektflasche“ laufenden Plattform münden. Hier oben erleben die Schüler mit Hilfe eines vorzüglichen großen Fernrohres den Sternenhimmel, und es berührt fast jeden Menschen wie ein Schlag, wenn er zum ersten Male das bleiche Scheibchen des Saturns in seinem Ringe schweben, oder die Monde den Jupiter umkreisen sieht; hier erlebt vor allem aber schon der kleine Sextaner seine engere Heimat wie eine riesige bunte Landkarte unter sich ausgebreitet. Er sieht lebhaftig die Wasserwege, auf denen einst Wikinger und Ordensritter segelten, und die Schienenstränge, die heute hinausführen in unser Reich. Da oben ist es leicht, jede Unterrichtsstunde zu einem Bekenntnis zu Deutschland zu gestalten.

Weltkrieg und Schule

Von Studienrat Wilhelm Gutsche

Gespannte Lage

Als die Schüsse von Serajewo den Erzherzog Franz Ferdinand, den Thronerben der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, niederstreckten, waren wir uns alle des Ernstes der Lage bewußt, und namentlich die älteren Schüler wurden von einer Unruhe gepackt, die sie lebhaft aufhorchten und weit über den Kreis der bis dahin für sie geltenden Pflichten hinausblicken ließ. Ein großes Erwarten überkam selbst die stillsten unter ihnen, und namentlich die Geschichtsstunden wurden zu einem vorahnenden Erleben, das mir als damals jungem Lehrer einen tiefen Einblick in die Herzen unserer Jungen ermöglichte und mich dabei die Größe der Aufgabe, die uns als ihren Hütern und Erziehern zusteht, klarer als bisher alles andere erkennen ließ.

Beginn der Sommerferien

Nur wenige Tage noch, und die Schulgemeinschaft versammelt sich zur Schlußandacht vor den beginnenden großen Ferien. Die allgemeine Lage hat sich etwas beruhigt. Die großen Pläne, die namentlich einige Lehrer für die schöne Zeit des Ausruhens gefaßt haben, werden deshalb beibehalten. So weilt einer von ihnen zur Vertiefung seiner Sprachkenntnisse und zum Studium von Land und Leuten in England, drei befinden sich mit dem Westpr. Botan.-Zool. Verein auf einer Studienfahrt durch Südfrankreich und Spanien und zwei auf einer Mittelmeerreise. Die Mittelmeerfahrer erleben bei der Durchfahrt durch den Kanal bei Spithead das großartige Schauspiel des Aufmarsches der englischen Flotte zur Parade vor ihrem König, der für den nächsten Tag erwartet wird. Was sich hier ihren Augen offenbart, ist mehr als eindrucksvoll. Plötzlich treffen sich ihre Blicke, die neben restlosem Staunen ein gewisses Unbehagen erkennen lassen. Sollte die Kriegsgefahr noch immer nicht vorüber sein? Beim Spiel an Bord finden sie das seelische Gleichgewicht allmählich wieder.

Höchste Spannung

Da verfinstert sich der politische Horizont plötzlich von neuem. Die Lage verschärft sich zusehends. Die Heimat fiebert in bangem Erwarten, doch in enger Fühlung und Geschlossenheit. Denen draußen sagen es die ausländischen Zeitungen in gehässiger Form, verraten es die Mienen und Gebärden Fremder. Nur der drahtlose Dienst aus Norddeich ist ihnen Räuder und Drakel in diesen schweren Stunden. Besorgt fragen sie sich im Stillen: „Werden wir die Heimat noch erreichen, werden wir sie jemals wiedersehen?“

Die Würfel sind gefallen

Die Transporte rollen, man hört bereits von ersten Kämpfen. Die letzten Ferientage vergehen voller Hast und Aufregung, die namentlich im Osten bei den ziemlich ungeschützten Grenzen fast ins Unermeßliche wächst. An pünktlichen Schulbeginn ist da nicht mehr zu denken. Auf Anordnung der Behörde wird er vom 6. auf den 17. August verschoben. Nur die nicht Kriegsdienstpflichtigen Lehrer, die noch zur Verfügung stehen — es sind bei der Jugendlichkeit des Kollegiums nur ganz wenige, zumal außer dem Englandfahrer alle im Auslande weilenden die Heimat nicht mehr erreicht haben — und die Schüler der Oberprima, der einzigen Klasse der Oberstufe, die von der in Umwandlung in ein Realgymnasium mit Realschule begriffenen Oberrealschule noch übrig ist, finden sich zu der inzwischen vom Minister angeordneten Notreiseprüfung ein. In drei Gruppen

am 5. 8. 14 Ernst Gebauer, Heinrich Kempel, Kurt Sieg,

am 8. 8. 14 Konrad Bolz, Theodor Gerg, Ernst Hermann, Fritz Siegmeyer,

am 10. 8. 14 Kurt Bedaun, Erich Dinse, Otto Werner, Bernhard Wollmann,

unterziehen sie sich dieser mit Erfolg, um geschlossen als Kriegsfreiwillige ins Heer einzutreten. Der Ernst der Stunde gibt diesen Prüfungen in ihrer Schlichtheit etwas besonders Feierliches, das in den Herzen aller, die als Prüfende und Geprüfte daran teilgenommen haben, noch heute einen tiefen Nachhall auslöst.

Aber auch in den anderen Klassen hält es so manchen nicht mehr auf der Schulbank. Wer irgendwie das Alter hat und die Zustimmung der Eltern erlangt, verläßt den ihm zu eng gewordenen Klassenraum und stürmt hinaus. So verschwindet einer nach dem andern, und die Zurückbleibenden folgen meist mit neidischem Blicke dem Kameraden, der nach Verabschiedung durch den Ordinarius die Klassentür zum letzten Male hinter sich schließt, um den feldgrauen Rock anzuziehen. Daß da auch manchen der zurückbleibenden Lehrer die Ungeduld packt, auch wenn man seiner aus irgendeinem Grunde draußen noch nicht bedarf, ist nur allzu begreiflich. Und so tritt einer der Jüngsten von ihnen, der unvergeßliche Dr. Martin Müller, um seinem Herzen Luft zu machen, vor den Direktor, der sich

gerade in jenen schweren Tagen, wo die Schule unter dem Mangel an Lehrkräften und unter der Unsicherheit der Lage, die das Ausbleiben einer immer größeren Anzahl von Schülern zur Folge hat, zusammenzubrechen droht, in vorbildlicher Weise seinen hohen Aufgaben gewachsen zeigt. Mit wenigen Worten und seinem in kritischen Augenblicken besonders ruhigen Blick, der eine freundige, väterliche Anteilnahme an dem Herzenssturm des jungen Amtsgenossen erkennen läßt, weiß er, selbst Hauptmann der Landwehr, diesen bald von seiner ihm gerade jetzt obliegenden besonderen Pflicht zum Bleiben zu überzeugen. Bei der Aufrechterhaltung des Unterrichts in einer Zeit, wo sich infolge der Einberufung der Väter die häusliche Zucht vielfach lockere und bei dem Wachhalten der im Herzen der Jungen lodernnden Flamme, die für längere Zeit ihre Kraft behalten müsse, da sie die notwendige Voraussetzung für das günstige Fortschreiten der Dinge draußen sei, wäre ihm gerade ein Lehrer mit jugendlichem Empfinden eine besondere Stütze. Und so blieb er, bis er nach Überwindung des schlimmsten Mangels an Lehrkräften gerufen wurde, um noch rechtzeitig zur Bewährung draußen zu kommen und als einer der vielen unter Zurücklassung einer jungen Gattin und zweier Kinder im zartesten Alter sein Grab in fremder Erde zu finden.

Von den Lehrern, die bei Kriegsausbruch an der Schule angestellt waren oder während des Krieges kürzere oder längere Zeit an der Anstalt unterrichteten, und den 1914 hier gerade in der Ausbildung begriffenen Seminar kandidaten standen im Heeresdienst:

Professor Dr. Graß, seit 1. 10. 18 Direktor der Realschule in Eulm, vom 2. 8. 14 bis Kriegsende. Oberlehrer Dr. Herford vom 2. 8. 14 bis zu seinem Tode. Oberlehrer Koeher vom 2. 8. 14 bis 14. 12. 18. Zeichenlehrer Jaehndrich vom 2. 8. 14 bis 30. 7. 16. Vorschullehrer Wasche vom 2. 8. 14 bis 5. 4. 17. Vorschullehrer Weiß vom 2. 8. 14 bis 13. 11. 16. Vorschullehrer Dühring vom 2. 8. 14 bis 23. 12. 18. Seminar kandidant Dr. Hoffarth vom 8. 18 bis zu seinem Tode. Seminar kandidant Rüllmer starb in Hann. Münden. Seminar kandidant Menzel vom 8. 14 bis Kriegsende. Seminar kandidant Zillmer vom 8. 14 bis Kriegsende. Oberlehrer Dr. Arnhold vom 30. 3. 15 bis zu seinem Tode. Professor Sint vom 22. 6. 15 bis 16. 10. 15. Zeichenlehrer Schamp vom 9. 9. 15 bis 7. 10. 15. Oberlehrer Backhaus vom 25. 10. 15 bis 1920 (seit 31. 8. 16 in russ. Gefangenschaft). Oberlehrer Dr. Sperrhake vom 25. 10. 15, seit 31. 8. 16 vermisst. Oberlehrer Buth vom 25. 10. 15 bis 3. 3. 16. Oberlehrer Dr. Pilsch vom 1. 11. 15 bis 21. 11. 15. Studienassessor Swoboda vom 30. 12. 15 bis 1. 1. 19. Oberlehrer Dr. Martin Müller vom 3. 3. 17 bis zu seinem Tode. Oberlehrer Dr. Wendt vom 12. 1. 17 bis 16. 12. 18. Oberlehrer Gutsche vom 12. 1. 17 bis 16. 12. 18. Vorschullehrer i. V. Walther vom 6. 11. 16 bis 4. 1. 17.

Von den Schülern aber zogen außer den am Anfang genannten hinaus:

a) mit dem Reisezeugnis:

Willy Fabian	12. 6. 15
Hermann Peters	12. 6. 15
Gustav Woelm	12. 6. 15
Kurt Börsch	22. 11. 15
Hans Albrecht	31. 8. 16
Fritz Poschmann	28. 8. 16

Hans Daeg	13. 9. 16
Paul Kunde	26. 9. 16
Walter Sommerfeld	6. 1. 17
Walter Groese	6. 1. 17
Hans Doeßring	8. 3. 17
Gerhard Müller	8. 3. 17
Eduard Steinke	8. 3. 17

Theodor Mehlmann	8. 3. 17
Friedrich Meister	8. 3. 17
Herbert Erdmann	12. 6. 17
Adolf Gottschalk	12. 6. 17
Kurt Temp	12. 6. 17
Erich Friede	14. 6. 18
Georg Jopp	14. 6. 18
Kurt Kannengießer	14. 6. 18
Herbert Kern	14. 6. 18
Herbert Kofitz	28. 5. 18
Johannes Frühstück	27. 6. 18
Hermann Hildebrandt	8. 8. 18
Hugo Spill trat D. 1914 in die Oberrealschule in Graudenz über, weil hier die II I der Oberrealschule einging und zog von dort bei Ausbruch des Krieges ins Feld.	

b) mit dem Zeugnis für D I:

Arnold Harnau	4. 8. 14
Walter Pfeil	1. 3. 16
Herbert Bedaun	11. 11. 16
Erhard Schulz	11. 11. 16
Georg Goldberg	6. 1. 17
Georg Praetorius	19. 6. 17
Kurt Wollenschläger	8. 6. 18
Helmuth Sablotny	18. 6. 18
Fritz Schönsee	27. 6. 18

c) mit dem Zeugnis für II I:

Paul Symanczik	29. 9. 14
Waldemar Clausniger	16. 9. 16
Paul Gerhardt	6. 1. 17
Bruno Brunhöver	6. 1. 17
Johannes Kahlbeck	6. 1. 17
Adolf Steckel	6. 1. 17
Hermann Pahnke	6. 1. 17
Oskar Dietrich	30. 5. 17
Karl Conrad	9. 6. 17
Gerhard Konieško	9. 6. 17
Alfred Biskowski	9. 6. 17
Rudolf Apffelbaum	13. 5. 18
Walter Domnick	18. 6. 18
Ernst Saborowski	31. 3. 17

d) mit dem Zeugnis für D II:

Alfred Preßell	30. 9. 14
Bruno Lechner	5. 8. 14
Hans Schmidt	5. 8. 14
Bruno Wiese	6. 8. 14
Eduard Marquard	8. 8. 14
Max Mursch	21. 8. 14
Willy Steinke	21. 8. 14
Heinrich Janzen	21. 8. 14

Hans Luchel	25. 8. 14
Bruno Kull	8. 9. 14
Alfred Liedtke	7. 12. 14
Roland Wittker	8. 1. 15
Hans Fechter	18. 1. 15
Alfons Fischer	18. 1. 15
Heinrich Mierau	31. 3. 15
Georg Helwich	2. 6. 15
Reinhard Mieß	2. 6. 15
Kurt Reimer	2. 6. 15
Bruno Wilhelm	2. 6. 15
Alfred Jeremies	6. 6. 15
Egon Roester	6. 6. 15
Erhard Pillarz	6. 6. 15
Friedrich Schulz	6. 6. 15
Emil Wenzel	6. 6. 15
Herbert Winkelmann	6. 6. 15
Gustav Schulz	30. 10. 15
Horst Günter Sellert	30. 10. 15
Kurt Wittker	3. 4. 16
Gustav Wilke	22. 12. 16
Hervart Wigowski	6. 1. 17
Georg Regier	14. 6. 17
Ernst Schumacher	14. 7. 17
Martin Heß	8. 1. 18
Fritz Laabs	15. 2. 18
Fritz Schäfer	18. 3. 18
Alfred Döring	14. 6. 18
Hugo Kretschmann	14. 6. 18
William Paschke	14. 6. 18
Emil Schmidt	18. 6. 18
Walter Klingenberg	18. 6. 18
Georg Pojur	18. 6. 18
Walter Scheffler	18. 6. 18
Erich Hendreich	27. 6. 18

e) mit dem Zeugnis für II II:

Bruno Steppuhn	12. 9. 14
----------------	-----------

f) mit dem Zeugnis für D III:

Erich Hardt	11. 2. 15
-------------	-----------

In den Grenzschuß Ost traten ein:

Ernst Jaquot gen. Jakobi aus D II

am 25. 2. 19

Georg Schieferdecker aus D II am 26. 2. 19

Artur Zwiervowski aus II II am 26. 2. 19

Otto Lübke aus II II am 26. 2. 19

Johannes Paß aus D I am 8. 3. 19

Willibald Abelt aus D I Ostern 19

Hans Romnick aus D I Ostern 19

Georg Drange aus D III am 4. 4. 19

Herbert Schulz aus II II am 15. 5. 19

Alfred Hollmann aus II II am 1. 7. 19

Wenn Schreiber dieser Zeilen heute rückschauend beim Lesen der Namen der jungen Kriegsfreiwilligen diese alle noch einmal an seinem geistigen Auge vorüberziehen sieht, wie er sie von damals kennt, dann erinnert er sich ihrer aller noch genau, besonders derer, die fast noch Kinder waren, als sie mit leuchtenden Augen verkündeten, daß sie das Vaterland schon brauchen könne. Einer von ihnen — er ging im Oktober 1915 aus meiner Klasse mit dem Zeugnis für D II ab, seine Kameraden nannten ihn Jumbo — war am Tage seiner Annahme gerade 15 Jahre geworden. Wenn ich hier auch nicht von den Taten und Verdiensten jedes einzelnen sprechen kann, wir hörten immer von neuem, daß alle, die hinausgingen, ihrer Schule Ehre gemacht haben, und als ich gegen Ende des Krieges draußen vor einem Angriff, mit meinen Geschützen an einer Zufahrtsstraße haltend, ein paar dieser Jungen in einer auf Lastkraftwagen vorgeworfenen, ebenfalls in Bereitschaft gehenden Infanteriekolonne plötzlich entdeckte, da war das für beide Teile ein großes Erleben. Mehr als es hier geschah, können sich Schule und rauhe Wirklichkeit wohl kaum berühren.

Weit größer aber war unter den Hinausgehenden die Zahl der ehemaligen Schüler, deren Namen wir hier nicht einzeln aufzuführen vermögen, weil uns darüber eine genaue Kontrolle fehlt und lückenhafte Angaben, wie die Erfahrung lehrt, mehr verletzen als interessieren. An sie möchte ich an dieser Stelle die Bitte richten, mit uns beim Schuljubiläum die etwas verloren gegangene Fühlung wieder aufzunehmen und sich, soweit das noch nicht geschehen sein sollte, der Vereinigung der ehemaligen Schüler der heutigen Heinrich von Plauen-Schule anzuschließen, damit wir auch ihr Schicksal möglichst lückenlos kennenlernen.

Die Jungen einer Klasse, in der ich im Schuljahr 1912/13 Geschichtsunterricht gab, sehe ich heute noch fast wie damals vor mir in den Bänken sitzen. An der Tafel davor steht der Aufmarschplan von Leuthen. Rechts in der zweiten Bank am Fenster sitzt ein blasser, stiller Junge, Ernst Jopp. Nur seinem Auge sieht man es an, daß sich ihm hier eine besondere, ihn völlig in Anspruch nehmende Welt offenbart. In derselben ruhigen Haltung, mit dem gleichen wachsamem Auge hat er später im Luftkampfe über Dardanellen und Bosphorus manchen ihm entgegenbrausenden Gegner ins Auge gefaßt und zum Absturz gebracht. Er ist nicht wieder zu uns zurückgekehrt, sondern ruht seit langer Zeit fern der Heimat in der malerischen Landschaft, die er so oft im Kampfe von oben geschaut, auf dem deutschen Ehrenfriedhof in Istanbul.

Kriegspsychose

In den ersten Tagen nach Ausbruch der Feindseligkeiten sitzt auf dem Turme des Realgymnasiums in geheimer Mission der Oberlehrer Hermann Butz. Ihm

ist von der Stadtverwaltung der Auftrag gegeben, von der aufgeregten Bevölkerung angeblich beobachtete verdächtige Lichtzeichen am Nikolaikirchturm in Augenschein zu nehmen und die Angaben mit dem der Schule 1912 bei der Einweihung zum Zwecke astronomischer Beobachtungen geschenkten großen Fernrohr auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Nach wenigen erst nach völligem Dunkelsein beginnenden und bis nach Mitternacht dauernden anstrengenden Sitzungen, bei denen er durch einen ihm vom Direktor emporgesandten guten Tropfen bei der dazu erforderlichen Frische und Stimmung erhalten wird, ist einwandfrei festgestellt, daß es sich um völlig unbedenkliche, aus den verschiedensten Quellen stammende gewöhnliche Lichtreflege handelt, für die die Turmfenster der Nikolaikirche besonders empfänglich sind. Einige verdächtige, darob bereits unter Aufsicht gestellte Personen erhalten darauf ihre volle Bewegungsfreiheit zurück, und die hohe Obrigkeit kann seitdem wieder ruhig schlafen.

Ein anderes gleichfalls der Kriegspsychose entsprungenes Erlebnis hat damals der kleine Kreis der in den ersten Tagen nach Kriegsausbruch an der Schule tätigen Lehrer. Man hat sich, da es ein heißer Tag ist, zu einer Besprechung der etwas kritischen Lage auf der Veranda des „Königlichen Hofes“ beim Glase Bier zusammengefunden, als plötzlich vor dem Hause ein Auflauf entsteht und von der Menge stürmisch die Verhaftung eines eben in das Lokal eingetretenen Offiziers gefordert wird, den man nach seinem etwas ungepflegten Äußeren, das stark an den „Hauptmann von Köpenick“ erinnert, und seinem eigentümlichen Benehmen, das angeblich wenig mit dem eines Offiziers gemein hat, für einen Spion hält. Dem Wunsche der Menge nach sachgemäßer Untersuchung des Falles wird entsprochen. Trotzdem sich der Verdächtige einwandfrei ausweisen kann, wird er noch eine Weile unter Beobachtung gestellt und im Lokal festgehalten, bis eine Anfrage bei seinem sich nach seinen Papieren in Schneidemühl sammelnden Truppenteil eine die Lage klärende und das Mißtrauen beseitigende Antwort erfolgt.

Lehrermangel

Oberlehrer Buth, dem es schon gelang, die geheimnisvollen Lichtzeichen an der Nikolaikirche zu deuten, zeigt sich noch einmal als findiger Mann. Er trifft auf der Straße bei einem Gange ganz zufällig einen alten Studienfreund, den Oberlehrer Rischke aus Wehlan, einen ehemaligen Schüler der Anstalt, der vor den Russen hat fliehen müssen und in seiner Not die alte Vaterstadt aufgesucht hat. Nach herzlicher Begrüßung und Klärung der persönlichen und allgemeinen Lage führt Oberlehrer Buth kurz entschlossen den aufgefundenen Kollegen dem Leiter der Schule zu, der sich über diese Neuerwerbung herzlich freut und Herrn Rischke sofort einen seinen Fächern und Kräften entsprechenden Platz in den Reihen der

übrigen Lehrkräfte zuweist, den er bis zu seiner nach der Schlacht bei Tannenberg erfolgenden Rückkehr mit Freude und Eifer einnimmt.

So rar und gesucht sind damals die Lehrkräfte. Für die am Anfang fehlenden 12 Lehrer konnten außer dem nur bis Ende September hier weilenden Oberlehrer Rischke allein Probekandidat Swoboda, Seminarkandidat Dr. Oppermann und der städtische Lehrer Walther mit ganzer, Gewerbeschullehrer Barendt mit halber Stundenzahl eingestellt werden. Daher mußte trotz Heranziehung fast aller Lehrkräfte bis über die Höchststundenzahl in den meisten Fächern eine Kürzung der Stundenzahl vorgenommen werden. Am ungünstigsten fuhren dabei die mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsgegenstände, da für diese statt fünf nur ein Lehrer vorhanden war.

Nach der Rückkehr von Professor Dr. Müller und Oberlehrer Karl Müller (Mitte September), die auf der Rückreise aus Spanien von den Engländern auf einem holländischen Schiffe gefangen genommen, aber nach 16tägiger Zurückhaltung auf Veranlassung der holländischen Regierung wieder freigelassen worden waren, wurde es dann besser.

Die bei Kriegsbeginn vorliegende Gefahr, die Schule wegen Lehrermangels schließen zu müssen, ist bis zum Kriegsende dank der engen Zusammenarbeit der Schulbehörden, vor allem aber dank dem Entgegenkommen der städtischen Schulverwaltung und der Bereitwilligkeit der Geistlichen in der Stadt nicht wieder eingetreten.

Als Hilfskräfte während der Kriegszeit waren an der Schule kürzere oder längere Zeit, zum Teil auch mit Unterbrechung, tätig:

Lehrer Walther, Gewerbelehrer Barendt, Oberlehrer Dr. Rischke aus Wehlan, Professor a. D. Wittko aus Tilsit, Professor a. D. Schoeber, Pfarrer Bergan, Pfarrer Heuer, Gewerbelehrer Barmwoldt, Lehrerin Frä. Bleyer (jetzige Gattin des Studienrats Gutsche), Lehrer Kneiphof, Mittelschullehrer Frieße, Lyzeallehrer Weibezahl, die wissenschaftlichen Hilfslehrer Dr. Häcker, Dr. Fritz Müller und Frick, Lehrerin Frä. Renate Siebert, Lehrerin Frä. Conradski, Lehrerin Frau Weiß, Prediger Lawin, wissenschaftlicher Hilfslehrer Pischke, Oberlehrer Dr. Jopp, Lehrerin Frä. Kopanka, wissenschaftlicher Hilfslehrer Krüger, Lehrerin Frä. Loock, Pfarrer Siemann, Mittelschullehrer Canditt.

Mancher der ehemaligen Schüler wird sich dieser oder jener der hier mit dem Ausdrucke des Dankes aufgeführten Lehrkräfte der verschiedensten Art und beiderlei Geschlechtes, die uns damals bereitwilligst halfen, je nach den Lehrfächern und der Dauer, die ihn mit diesen zusammenführten, erinnern. Ihre oben gegebene Zusammenstellung aber dürfte alle Leser dieses Abschnittes klar erkennen lassen, wie schwer es damals war, die Jugend nur einigermaßen mit dem zu versehen, was sie vor Müßiggang und Pflichtvergessenheit bewahrte.

Tannenberg

Die Botschaft vom Siege bei Tannenberg und von der Vernichtung der Narwamarmee lassen den Osten nach Tagen und Wochen bangster Erwartung endlich aufatmen. Hindenburg hat durch seinen gewaltigen Schlag die furchtbare Plage und schwebende Pein von uns genommen. Auch in unserer Schule wird man wieder froh, man jubelt und empfindet im tiefsten Innern die ganze Größe des Augenblicks. Ihren charakteristischen Ausdruck aber findet diese allgemeine Freude darin, daß es nach einer ans Herz greifenden kurzen Dankesfeier im Festsaale Geheimrat Kantel an diesem Tage als seine besondere Aufgabe ansieht, unter Assistenz des schon mehrfach genannten rührigen Oberlehrers Buth die Siegesfahne selbst zu hissen. Wer die beiden an Alter, Temperament und Haltung so verschiedenen Lehrer aus jenen Tagen kennt und sie im Geiste die Turmstiege zu diesem feierlichen Akt emporklettern sieht, während unten die Jugend freudestrahlend mit weithin vernehmbarem Siegesgeschrei aus dem Portal des damals noch ganz neuen Baues herausschießt, der erlebt rückschauend einen Augenblick wirklicher Geschichte seiner alten Schule und erkennt deutlich ihren Anteil am Pulschlage des heiligen Gesamtkörpers Vaterland.

Verschlagen

Als 1914 Mitte August der Unterricht wieder begann, da sah es, wie bereits erwähnt, mit der Frequenz der Schüler und Lehrer sehr schlecht aus. So fehlte nach den Schulakten im Monat September infolge der Kriegsereignisse fast die Hälfte aller Schüler. Einige hatten mit ihren Angehörigen infolge der unsicheren Lage die Stadt verlassen, andere, deren Väter im Felde standen, waren zum Teil bei außerhalb wohnenden Verwandten geblieben, einige wenige vom Sommeraufenthalt „im Reiche“ nicht zurückgekehrt. An ihrer Stelle oder später mit ihnen zusammen fanden sich aus Ostpreußen durch die Kriegswirren dort vertriebene Jungen als sogenannte Gastschüler ein, die aber, da sie oft monatelang ohne jeden Unterricht gewesen waren, auf den allgemeinen Gang der Dinge stark hemmend wirkten. Ihre Höchstzahl betrug 32, und in Anbetracht ihrer schwierigen Lage hat die Patronatsbehörde großzügig bei allen von der Erhebung des Schulgeldes abgesehen. So mancher von ihnen denkt noch heute gern an die damals bei uns genoßene Gastfreundschaft zurück.

Kommen wir zu den Lehrern, so hatte der in England zu Studienzwecken weilende Oberlehrer Dr. Sperrhake noch kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten die Heimat erreicht. Es waren dann, wie ebenfalls schon mitgeteilt, die beiden Kollegen Professor Dr. Traugott Müller und Oberlehrer Karl Müller nach kurzer Gefangenschaft in England im September 1914 zurückgekehrt, die Oberlehrer

Backhaus, Siemeyer und ich dagegen, die wir mit den Wehrfähigen von den 10 bis 12 bei Ausbruch des Krieges im Hafen von Vigo festliegenden deutschen Dampfern von dort in abenteuerlicher Fahrt quer durch Spanien nach Barcelona befördert worden waren, um von da aus vielleicht über Italien in die Heimat zu gelangen, wie es der deutschen Botschaft in Madrid vorschwebte, die allen Ernstes an die Echtheit der italienischen Bundesgenossenschaft zu glauben schien, saßen in der jetzt zu so trauriger Berühmtheit gelangten katalanischen Hauptstadt ohne Möglichkeit und Hoffnung, vorläufig weiterzukommen, fest. Die Unzulänglichkeit der damaligen deutschen Auslandsvertretung offenbarte sich in dieser völlig verfehlten Maßnahme ziemlich deutlich, sie wurde noch offensichtlicher, als wenige Tage später die Unordnung herauskam, daß sich von den etwa 500 Menschen alle, die nicht über ausreichende Vorräte verfügten, auf demselben Wege nach Vigo zurückzugeben hätten, wo sich ihre Verpflegung aus den auf den dortigen Schiffen noch lagernden Vorräten leichter ermöglichen ließe. Die Mitglieder der Reisegesellschaft des Westpreussischen Botanisch-Zoologischen Vereins, der ich mich mit meinem Fahrtgenossen Siemeyer, nachdem wir bisher allein gereist waren, bei der Ankunft in Barcelona angeschlossen hatte, blieben in dieser Stadt, wo wir in unserer Not — denn deutsches Papiergeld und deutsche Scheidemünze hatten auf Grund der alarmierenden Nachrichten ihren Wert verloren — von einem aus Danzig stammenden Kaufmann aufs tatkräftigste unterstützt wurden. Er ermöglichte uns unter Mitwirkung und Garantie angesehenen Männer aus der deutschen Kolonie zunächst eine für das Notwendigste ausreichende Anleihe und brachte uns dann auf seinem Landgute am Fuße der Pyrenäen unter, wo es sich billiger leben und wirtschaften ließ als in der Großstadt. Dort verbrachten wir dann in völliger Abgeschiedenheit die Monate August und September. Wir saßen hier ganz abseits der großen Schiffahrtsstraße Barcelona—Genua, auf der gerade gleich nach Kriegsausbruch, wo alles stark durcheinanderging, doch noch dieser und jener durchzuschlüpfen vermochte. Aber dazu gehörten Routine und Bargeld, an dem es uns besonders fehlte. Man hörte gelegentlich von geglückten Versuchen und fühlte sich dann ziemlich bedrückt. Man mußte aber erst etwas zur Besinnung kommen, und wenn auch das Deutsche Konsulat in Barcelona, mit dem wir laufend in Verbindung standen, auf alle Befragungen durch uns die Auskunft gab, daß sich keine Gelegenheit zur Überfahrt biete, da fast alle diesem Zweck dienenden Fahrzeuge von an der Küste streifenden französischen und englischen Kriegsschiffen aufgebracht worden seien, so stand doch für mich vom ersten Tage an fest, daß ein Versuch fortzukommen gemacht werden müsse. Nach der Art, wie ich mir mit meinen Schülern in den Geschichtsstunden in den letzten Vorkriegsjahren während der immer wiederkehrenden großen politischen Krisen die unvermeidliche Entladung ausgemalt hatte, blieb mir keine Wahl, wenn ich nicht die mit ganzer Seele an diesem Bilde

hängenden begeisterungsfähigen jungen Menschen bitter enttäuschen wollte. Die Ausführung des Planes bedurfte allerdings reiflicher Überlegung. Zunächst saßen wir noch etwa zwei Monate auf unserem Landsitze. Wir betätigten uns im Hause, wo jeder nach seinen Fähigkeiten einen Posten bei der Verrichtung der häuslichen Geschäfte, die wir in der Hauptsache selbst führen mußten, erhielt, erkundeten die eigenartige, reizvolle Landschaft, in deren Hintergrund das mächtige Massiv der schneebedeckten Pyrenäen stand, wurden durch einen spanischen Geistlichen, der uns fast täglich aufsuchte und in wirklich großzügiger Weise die sonst zwischen strenggläubigen Katholiken und Protestanten bestehende Kluft zu überbrücken wußte, wobei das Lateinische zu seinem Rechte kam, mit den Nachbarn bekannt und vertieften uns in stillen Stunden in die im Hause in gewissem Umfange vorhandenen deutschen Bücher und Schriften. Wurde es uns dabei einmal zu enge ums Herz, drohte uns der Schmerz über das uns vom Schicksal aufgezwungene Brachliegen in der großen Entscheidungstunde für Volk und Vaterland zu übermannen, so zog es uns zu den in stummer Majestät auf uns herniederschauenden Gipfeln der Pyrenäen empor, wo wir, frei von der Atmosphäre der drückenden vier Wände, etwas vom großen Hauch des Schöpfers aller Dinge verspürten und Kraft zum seelischen Durchhalten fanden. War dann inzwischen gar noch Nachricht aus der Heimat eingetroffen, was seit Anfang September bei der fortschreitenden Klärung der Verhältnisse und dem damit wieder regelmäßiger werdenden Schiffsverkehr zwischen Italien und Spanien mitunter der Fall war, so gab es Tage, an denen wir auf Grund der fast durchweg günstig lautenden Meldungen alles Große, das die Herzen in der Heimat höher hatte schlagen lassen, in vollem Umfange nachlebten.

Da es uns bei der allmählich immer besser werdenden Verbindung mit der Heimat schließlich sogar gelang, von dort in gewissem Maße finanzielle Unterstützung zu erhalten, siedelten wir, um die uns hochherzig gewährte Gastfreundschaft nicht etwa zu missbrauchen, nach Barcelona über, einige wenige, die dort Beziehungen hatten, wandten sich nach Valencia.

Da ferner die Lehrer der deutschen Schule in Barcelona, die sich bei Kriegsausbruch zum größten Teile zum Ferienaufenthalt in Deutschland befanden, von dort nicht mehr zurückgekehrt waren, fanden die Oberlehrer Backhaus und Tiemeyer, der erste als Neusprachler, der zweite als Mathematiker, dort volle Beschäftigung und lernten auf diese Weise den Lehr- und Verwaltungsbetrieb und die sonstigen Verhältnisse an einer deutschen Auslandsschule kennen. Für mich als Altsprachler und Historiker war kein Platz frei. Eine Beschäftigung in Madrid, die ziemlich privaten Charakter haben sollte, lehnte ich vor allem von dem Gesichtspunkte aus ab, daß ich dort im Binnenlande jede Gelegenheit, nach Hause zu kommen, verlor. Jetzt stellte ich mich um so intensiver gerade darauf ein. Ich lernte

mit Eifer Spanisch, studierte in der Stadt und im Hafen alle Möglichkeiten fortzukommen, verkehrte in der Familie eines sehr wohlhabenden deutschen Kaufmanns, der eine Spanierin zur Frau hatte, lernte spanisches Leben und spanische Sitten kennen, erfuhr viel Interessantes aus der Geschichte des Landes und fand mich schließlich in der katalanischen Hauptstadt, die heute im Mittelpunkt des Weltinteresses steht, fast so gut zurecht wie einst als Student in Berlin.

Während dieses Aufenthalts in Barcelona erhielt ich ziemlich regelmäßig Nachricht aus der Heimat, ja auch Schüler und ehemalige Schüler sandten mir mitunter einen Gruß. Wir bewegten uns, da ja Spanien nicht im Kriege stand, völlig frei und waren in nichts gehemmt. Am Morgen, wenn die beiden Kollegen in der deutschen Schule ihre Lektionen gaben, machte ich stets meinen Spaziergang auf der berühmten „Rambla de las Flores“ und schaute vom Kolumbusdenkmal am Hafen sehnsüchtig über das weite Meer, doch leider immer vergebens, da alle Barcelona anlaufenden Schiffe, soweit sie feindlich waren, an und für sich für die Überfahrt nicht in Betracht kamen, die meisten neutralen aber laut einer am Uferdamm angeschlagenen, weithin sichtbaren Ankündigung Angehörige der kriegsführenden Mächte — in Wirklichkeit nur der Mittelmächte — nicht beförderten.

Heimkehr aus Barcelona

So kam allmählich das Jahr 1915 heran. Noch immer machte ich meine täglichen Erkundungsgänge, noch immer blieben sie ohne das erhoffte Resultat. Ich besuchte im Hafen alle Kneipen und Kaschemmen, lernte dort Vertreter aller seefahrenden Nationen kennen, erkundigte mich nach ihren Erlebnissen, ihren Fahrtrouten und nächsten Zielen und gewährte ihnen großzügig Gastfreundschaft, um sie mir geneigt zu machen und sie über alles, was mir für mein Fortkommen nützlich sein könnte, auszufragen, aber immer wieder zerrannen die manchmal schon perfekt erscheinenden Vereinbarungen, nach denen ich mich nach Norwegen, Schweden, Griechenland oder sonst wohin einschiffen wollte, in ein enttäuschendes, niederschmetterndes Nichts.

Eines Tages war ich so weit gekommen, daß ich auf einem norwegischen Dampfer Probe saß, d. h. ich mußte vor der Abfahrt des Schiffes im Kesselraum eine bestimmte Frist verbringen, um festzustellen, ob ich es mir zutrauen würde, bei der dort herrschenden Temperatur die für das Unternehmen notwendige Lebensenergie zu behalten. Ich bin dem ehrlichen Manne, der mir diesen Vorschlag machte, bevor er mit mir eine feste Vereinbarung traf, noch heute dafür dankbar, denn schon nach etwa zehn Minuten war ich mir, völlig in Schweiß gebadet, darüber klar, daß dieser Weg in die Freiheit mir endgültig alle Kraft für die meiner dort noch harrenden Aufgaben nehmen mußte.

Kurz nach dieser letzten großen Enttäuschung kam ich zum Ziele. Als ich eines Tages am Hafen der Abfahrt eines großen italienischen Dampfers bewohnte, beobachtete ich dort eine Gruppe gut gekleideter Herren, die einigen Abfahrenden lebhaft zuwinkten. In ihrer Mitte fiel mir eine ziemlich stark von diesen abstechende Gestalt auf, die sich, nachdem der Dampfer fast außer Sicht gekommen war, dem offenbar führenden Herrn der Gruppe näherte, um mit ihm, nachdem sich die andern bereits verabschiedet hatten, eine der von mir oft besuchten Hafenkneipen zu betreten. Ich folgte ihnen unauffällig, hörte dabei, daß sie deutsch sprachen, und beobachtete, wie der Gutsituierte dem anderen mehrere Hundertpesetenscheine aushändigte und sich dann schnell entfernte. Da es mir sofort klar war, daß es sich hier um irgendein die Überfahrt betreffendes Geschäft handeln mußte, beglückwünschte ich den Empfänger des Geldes und fragte ihn schmunzelnd, ob er auch an mir etwas verdienen wollte. Nach einem mißtrauischen Blick, den er mir zuwarf, und der seinerseits folgenden Feststellung meiner Nationalität, erzählte er mir ganz offen, daß er von Geburt Serbe und von Beruf Lithograph sei, daß er mit Pässen handle und eben drei Österreicher als Rumänen verfrachtet habe, deren Abfahrt von einigen Herren des Österreichischen Konsulates überwacht worden wäre, da sich jene dafür schon mehrfach die Mittel hätten auszahlen lassen, ohne je an die Ausführung ihres angeblichen Vorhabens zu denken. Einen rumänischen Paß könne er auch mir jederzeit verschaffen. Ich müßte ihm nur ein Paßbild von mir aushändigen. Wir wurden schnell handelseins. Das Bild in einer Aufmachung, wie ich sie als Passagier des Zwischendecks brauchte, wo ich am unauffälligsten unterzuschlüpfen konnte, hatte er am nächsten Tage. Die Fälschung des Passes — er entfernte nur das Bild des rechtmäßigen Inhabers und setzte das meinige an dessen Stelle, wobei der auf dem Bilde des Rumänen sitzende Teil des Stempels, der verloren ging, zu ergänzen war — vollzog er mit großem Geschick. Die übrigen Vorbereitungen waren schnell getroffen. Am dritten Tage nach unserem Zusammentreffen trat ich auf dem italienischen 15 000-Tonnen-Schnelldampfer „Duca de Genova“ die Überfahrt an. Ich erhielt nach Vorzeigung meines rumänischen Passes und Erlegung des Fahrpreises meine Fahrkarte für das Zwischendeck ausgehändigt, in die die Nummer meines Passes eingetragen war, war aber höchst erstaunt, als man den Paß mit der Erklärung zurückbehielt, daß dieser zwecks genauer Nachprüfung auf seine Echtheit noch der obersten Polizeibehörde vorgelegt werden müsse, die die Ausfahrt überwache und jeden Passagier beim Anbordgehen vernehme. Da ich den Paß der gebotenen Eile wegen noch nicht näher studiert hatte — ich wollte das in aller Ruhe erst nach Erwerbung der Fahrkarte zu Hause tun — und ich infolgedessen noch nicht einmal meinen rumänischen Namen kannte, war ich zunächst völlig niedergeschmettert und glaubte nicht mehr an das Gelingen meines bis dahin so aussichts voll gediehenen Planes.

Den Abend dieses kritischen Tages verbrachte ich im „Deutschen Klub“, wo ich mit einigen in gleicher Lage befindlichen Gefährten, ein paar aus Südamerika gekommenen Kaufleuten und Farmern und mehreren hier ebenfalls festsetzenden Offizieren der Handelsmarine, zusammentraf. Auch das sind für mich unvergeßliche Stunden geblieben. Wir beschloßen, um den am Hafen herumstreifenden französischen und englischen Spionen nicht aufzufallen, am nächsten Tage jeder für sich an Bord zu gehen und auch während der Überfahrt, wenn sie gelingen sollte, möglichst für uns zu bleiben. Und so geschah es. Ich möchte gleich hier bemerken, daß es von uns zwölf, die wir getrennt das Gleiche planten, außer mir nur noch einem gelang, ans Ziel zu kommen. Die übrigen wurden zum Teil schon beim Umarsche zum Dampfer auf Grund am Passe festgestellter Unregelmäßigkeiten oder nachher an Bord bei der Prüfung der Personalien, zu der bei allen, die nicht das Spanische beherrschten, Angehörige des Landes, auf das der Paß lautete, als Dolmetscher herangezogen wurden, zurückgewiesen oder verhaftet. Mir blieb das, Gott sei Dank, erspart, da ich auf Grund gewissenhaftester Vorbereitung alle Fragen, die man auf Spanisch an mich richtete, gut verstand und ziemlich schlagfertig beantwortete. Nach einer etwas unruhigen Nacht fuhr ich mit meinem funkelneuen Kabinenkoffer und einem modernen Reisemantel über meiner Zwischendeckerkluft, die an Echtheit nichts zu wünschen übrig ließ, zum Hafen, wo der Riesendampfer gerade eingelaufen war und mich der Paßhändler mit einem sogenannten Kompagnon zwecks Beistandsleistung bei der Überwindung der letzten Schwierigkeiten erwartete. Sie standen mir bei der Beförderung des Gepäcks in die Zollhalle und dessen Nachprüfung daselbst mit den ihnen zu Gebote stehenden Spezialkenntnissen zur Seite, um dann alles, was von meiner mitgeführten Habe an mir nach inzwischen erfolgter Freilegung meiner Zwischendeckeraufmachung irgendwie hätte auffallen können, geschäftig an sich zu nehmen und es gleich nach der glücklichen Überwindung aller Kontrollen durch mich, über deren Ablauf sie wiederum von einem Mittelsmann an Bord durch Zeichen verständigt wurden, schnell gegen eine mir auszuhändigende Quittung im Gepäckraum des Schiffes abzugeben. Das war natürlich alles mit erheblichen Opfern an klingender Münze verbunden, da ich aber, wenn es nötig sein sollte, alles, was ich während der Zeit von Oktober 1914 aus Deutschland in fast regelmäßiger Folge bekommen hatte, an dieses für mich wichtigste Ziel zu wenden entschlossen war, so kostete mich die Hingabe der sich während der Fahrt noch erheblich steigenden Summe der zu zahlenden Ermutigungsgelder an die verschiedensten käuflichen Helfer keinerlei Überwindung. Ein Trinkgeld unter 50 Pesetas machte selbst beim geringsten Dienst auf jene durch die Zeit und Verhältnisse nur an große Sätze gewöhnten Mietlinge, die sehr wohl wußten, was bei dem einzelnen auf dem Spiele stand und was sie ihm zumuten konnten, keinerlei Eindruck.

Die Zoll- und Gepäckformalien sind beendet. Es öffnen sich die Tore der großen Zollhalle, die Fallreepstrecken werden freigegeben. Als erster, von der nachdrängenden Menge gefolgt, schreite ich klopfenden Herzens geschwind hinan. Ich weiß nicht, wo ich bis heute in meinem Leben noch einmal soviel Entschlußkraft habe aufbringen müssen. Meine monatelangen Beobachtungen am Hafen haben mir recht gegeben. Von der oben zuerst immer einsehenden Hast werden auch diesmal die diensttuenden Beamten erfaßt. Da in der Gruppe „Rumänien“, die diesmal unter den Unbordgehenden sehr schwach vertreten ist, mein Paß an erster Stelle liegt und ich alles, was man bei der dort herrschenden Hast von mir wissen will, schnell beantworte — nach meinem mir ja nicht bekannten rumänischen Namen fragt, Gott sei Dank, niemand, da man sieht, daß ich den Paß sofort als den meinigen erkenne —, habe ich zunächst das Wichtigste erreicht.

Ich bin an Bord des Schiffes und erhalte kurz darauf meinen Gepäckschein, allerdings nicht, wie vorgesehen, aus der Hand meines serbischen Helfers unmittelbar — denn den läßt man, da er nicht zum Schiffspersonal gehört, nicht mehr herauf —, sondern durch Hinabsendung eines findigen Zwischendeckstewards, der an dem ihm dafür zuteil werdenden Trinkgeld deutlich die Berufung zu weiteren Unterstützungsaktionen durch den hier plötzlich in die Erscheinung tretenden Auftraggeber erkennt. Er nimmt mir daher dienstbeflissen sofort das von mir in einem Plaidriemen mitgeführte, dem Notwendigsten Rechnung tragende Handgepäck ab und setzt sich in Marsch, um mir unten im Zwischendeck inmitten der dort im Halbdunkel hockenden und liegenden schemenhaften Gestalten, die auf der Überfahrt von Südamerika in jenen stürmischen Frühlingstagen dem Gotte des Meeres ihre Seele dargebracht haben, einen bevorzugten Platz anzuweisen.

Ganz im Verborgenen, hinter einer plötzlich abbrechenden Treppe, bekomme ich meine Lagerstätte angewiesen. Nur langsam gewöhne ich mich an meine Umgebung, sie erinnert an Dantische Visionen, an Bilder aus Hölle und Fegefeuer. Kraß tritt der Unterschied zwischen italienischer und deutscher Einrichtung und Ordnung zu Tage, von denen die deutsche turmhoch über der anderen steht. Hier zu atmen, ja über 24 Stunden an diesen Raum gefesselt zu sein, erscheint mir völlig unmöglich. So verlasse ich schon nach kurzer Zeit diese ungasliche Stätte, um hinauszugehen und dort ein wenig frische Luft zu schöpfen. Doch kaum habe ich die letzte der nach oben führenden Treppenstufen verlassen, da redet mich, während ich mich noch den durch den orkanartigen Sturm hervorgerufenen Bewegungen des Schiffes anzupassen versuche, ein plötzlich auf mich zutretender Herr in fast einwandfreiem Deutsch an und sucht mit mir in ein Gespräch zu kommen. Trotz meiner auf Spanisch abgegebenen Erklärung, daß ich ihn nicht verstehe, versucht er es immer von neuem, bis ich ihm schließlich kurz den Rücken kehre. Ich habe sofort den Eindruck, daß es sich hier um einen Spion handelt, wie sie nach all-

gemeiner Erfahrung auf jedem der hier verkehrenden Dampfer ihr Wesen treiben, um sich während der Überfahrt ihre Opfer zu suchen und diese bei der auf hoher See mit ziemlicher Sicherheit stattfindenden Durchsuchung des Schiffes durch französische oder englische Kriegsschiffe kalthertzig an diese auszuliefern. Da sie in festem Golde stehen und auf dem Schiffe wiederum Helfer in ihrem Dienste haben, ist es für jeden, der ihnen und ihrem Spürsinn entgehen will, das einzig Gegebene, letztere durch Zahlung höherer Beträge dem anderen auszuspannen und sich selbst geneigt zu machen. Das sind Gesichtspunkte, ja Voraussetzungen, die man, um nicht von vornherein völlig Fiasko zu machen, als Selbstverständlichkeit kennen muß. Als auf mich kurz nach der Zurückweisung des geschilderten Angriffes ein zweiter in konzentrierter Form unter Heranziehung aller Reserven erfolgt, mache ich von dem genannten Mittel Gebrauch und behalte die Oberhand. Ich hatte mich nämlich, um vor weiteren Attacken sicher zu sein, trotz der mich umgebenden Atmosphäre kurz entschlossen auf mein völlig verborgen und abgelegen erscheinendes Ruhebett geworfen, allerdings dabei schon einen noch hinter mir schlafenden schwarzen Italiener entdeckt, der mir in seinem ruhenden Zustande zunächst völlig harmlos erschien. Doch plötzlich weckte man ihn, und an seiner Stelle nahm seinen Platz ein anderer Mann ein, den ich noch kurz zuvor in der Begleitung des mich gleich am Anfang attackierenden Mannes (eines Engländers) gesehen hatte. Ich wurde mißtrauisch und erkannte nicht gerade zu meiner Beruhigung durch die nur leicht geöffneten Augenschlitz, daß er mich scharf beobachtete und deutlich gegen mich irgendetwas im Schilde führte. Um mir Gewißheit zu verschaffen und das Unerträgliche der Situation zu beseitigen, richtete ich mich plötzlich auf. Im selben Augenblick redete er mich in ziemlich verständlichem Plattdeutsch an und wußte mich infolge einer bei mir gerade aufkommenden Depression derartig zu überraschen, daß ich ihm spontan auf Hochdeutsch eine kurze Antwort gab, die er jedoch, wie ich bei schnell wiedergewonnener innerer Sammlung bemerkte, nicht verstand. Als ich hierauf sofort zum Spanischen überging, das auch er völlig beherrschte, trieb er mich durch Fragen, aus denen größte Routine in solchen Dingen sprach, derartig in die Enge, daß ich in der Zückung eines Hundertpfennigseines, den ich ihm lachend entgegenstreckte, und den er unter sofortigem Fallenlassen des eben behandelten Themas schmunzelnd in seiner Tasche verschwinden ließ, die einzige Rettung sah. Als ich ihn zugleich einlud, sich an einem frugalen Imbiß zu beteiligen, den mir gerade der gleich am Anfang von mir gewonnene Steward ohne besondere Aufforderung in meinem verborgenen Winkel aufgetischt hatte, während sich die anderen mit übel riechenden Klippfisch und Reis begnügen mußten, war das Eis völlig gebrochen. Ich hatte an ihm einen zweiten zuverlässigen Helfer gewonnen, der mich von allen weiteren gegen mich geplanten Unternehmungen immer rechtzeitig in Kenntnis setzte und mir ferner die nötigen Winke zu deren erfolgreicher Abwehr

gab. Unterdessen ist es Abend geworden. Der immer zunehmende Sturm hat die Windstärke 10 erreicht. Die Luft ist inzwischen bei sich verheerend auswirkender allgemeiner Seekrankheit im Zwischendeckraum so unerträglich geworden, daß ich es beim besten Willen dort nicht mehr aushalte und stürmisch an Deck zu gelangen trachte, was bei dem draußen tobenden furchtbaren Wetter kategorisch abgelehnt, von mir aber schließlich doch durch Bestechung der Wache mit Hilfe des Stewards erreicht wird. Durch Opferung eines weiteren Scheines gewinne ich an ihm einen tatkräftigen Betreuer auf meinem gefährlichen Gange durch Gischt und Sturmesnacht. Er weicht, trotzdem auch er nach wenigen Schritten von den hoch über Bord schlagenden Wellen völlig durchnäßt ist, nicht von meiner Seite.

Wir befinden uns im Golf von Lyon. Es ist etwa Mitternacht. Lichtsignale aller Art flackern auf und verlöschen. Leuchtbojen kennzeichnen die Fahrstraße, der Mond tritt ab und zu aus den gespenstisch dahinjagenden Wolken, der Riesendampfer zittert beim Anprall der ihn unaufhörlich fast völlig eindeckenden Wogen in allen Fugen. Ich wehre mich krampfhaft gegen die sich in ersten Anzeichen ankündigende Seekrankheit. Plötzlich taucht aus dem Gewirr all der uns umflackernden Lichter ein Riesenscheinwerfer auf. Er sucht mit seinem hastig dahingleitenden Lichtkegel die aufgeregte Meeresfläche ab, um schließlich auf uns haften zu bleiben und uns völlig zu blenden. Ein gleich darauf fallender Stoppschuß veranlaßt den Dampfer, sein Tempo stark zu mäßigen und alle Vorbereitungen zu einer von irgendwoher zu erwartenden Unbordnung zu treffen. Wir haben unterdessen in einem Winkel in der Nähe eines der großen Schornsteine Schutz gefunden und können uns, da auch der Sturm inzwischen etwas nachgelassen hat, sogar leidlich verständigen. Zu meinem nicht geringen Schrecken erfahre ich hierbei von meinem Betreuer, daß wir einen Teil der französischen Flotte vor uns haben und mit einer Revision rechnen müssen, für die auf dem Schiffe schon die nötigen Vorbereitungen getroffen werden. Auf die Frage des Stewards, ob ich mich denn davor fürchtete oder irgendetwas zu verbergen hätte, eröffne ich ihm unter erneuter Zusteckung eines Ermutigungsscheines, daß ich Deutscher bin und auf keinen Fall den Franzosen in die Hände fallen möchte. Bei der ritterlichen Art, in der er mich als Spanier bisher unterstützt hätte, glaubte ich mich weiter auf ihn verlassen zu können.

Wir begeben uns darauf sofort ins Zwischendeck zurück, wo übrigens nicht weit von meinem Lagerplatz der Engländer infolge Seekrankheit in ziemlich hilfloser Haltung kauert, und hier in die Kabine des Stewards. Verschmigt lächelnd hebt er dort eine Bohle aus dem groben Fußboden und läßt mich in ein Verlies Einblick nehmen, in dem ich mich wirklich gegen alle Durchsuchungen geborgen fühlen kann. Nur überkommt mich nach allem, was ich über Schicksale und Gemeinheiten bei Überfahrten gehört habe, auch ein leises Gruseln, weil es nämlich möglich sein

kann, daß man mich dort nicht wieder herausläßt. Doch damit tue ich meinem Helfer unrecht. Mein Vertrauen zu ihm ist doch größer, und nachdem ich ihm noch einmal versichert habe, daß ich nach endgültigem Gelingen des Unternehmens nicht kleinlich sein würde, erkläre ich mich mit dem Unerbieten einverstanden.

Ich bin schließlich ohne den Einstieg in diesen unterweltlichen Raum angekommen. Denn einmal erwies sich das Anlegen des im Scheinwerferlichts des Kreuzers herankommenden Torpedobootes bei dem hohen Seegang als unmöglich, und dann wurde infolge der aus dem gleichen Grunde eingetretenen starken Verspätung des Dampfers das ursprünglich vorgesehene Anlaufen des französischen Kriegshafens Toulon aufgegeben, wo der Dampfer in jedem Falle einer gründlichen Durchsuchung unterworfen worden wäre. Von dieser für mich wichtigsten Entscheidung erfuhr ich erst, als wir uns seinem Bereiche schon erheblich genähert hatten. Zu meinem großen Glück herrschte an diesem Morgen sehr starker Bodennebel, der den Dampfer völlig einhüllte und ihn so der Sicht von den Beobachtungsstellen der französischen Seefestung aus völlig entzog. Trotzdem liefen wir natürlich Gefahr, von einem der damals dort immer kreuzenden Wachtfahrzeuge erwischt zu werden. Aber auch dem entgingen wir, trotzdem sich ihre Annäherung mehrfach deutlich an unverkennbaren Merkmalen feststellen ließ. Es waren Augenblicke höchster Spannung, aus denen mir alle Einzelheiten genau im Gedächtnis geblieben sind. Als dann etwa gegen 10 Uhr leuchtend die Sonne durchbrach und den uns umhüllenden Nebelschleier ziemlich plötzlich zerriß, hatten wir bereits die italienische Hoheitsgrenze erreicht und forzierten nun merklich das Tempo, um von dem vorher erlittenen Zeitverlust soviel wie möglich wieder gut zu machen.

Da sich inzwischen auch der Sturm fast völlig gelegt hatte, spazierte ich in dem Gefühl bisher kaum gekannter Beglückung gemächlich an Deck auf und ab und lief hier einem auffallend seemännisch aussehenden Manne von mächtigem Wuchse förmlich in die Arme, der mich bei einer plötzlichen Anwandlung, ihm doch lieber aus dem Wege zu gehen, mit etwas verknisternem Lächeln so treuherzig anschaute, daß ich unwillkürlich haltmachte und ihm die Hand reichte. Möchte es bisher ein unbestimmtes Empfinden gewesen sein, das mich in ihm den Schicksalsgenossen vermuten ließ, der Händedruck, den er mir darauf zuteil werden ließ, war deutsch. Ich erinnere mich der Worte, die wir in diesem Augenblick, von einer unwiderstehlichen Macht zueinander hingezogen, miteinander wechselten, nicht mehr, ich weiß nur, daß wir uns sofort verstanden und zusammenschlossen.

Er war ein weitgereister, sturmerprobter Handelschiffskapitän, der sich mit fünf Gefährten, zwei Seemännern und drei Kaufleuten, glücklich von Südamerika über Gibraltar durchgeschlagen hatte und mit englischen Papieren reiste. Er machte mich mit seinen Kameraden bekannt, die plötzlich neben uns aufgetaucht waren und mir erklärten, daß ich ihnen schon in der Nacht bei meinem Herumklettern an Deck

aufgefallen wäre und sie in mir trotz der sichtbaren Bemühung, das typisch Landes-eigene zu verbergen, den Deutschen vermutet hätten. Man führte mich als neuen Gefährten in ein gemütliches Eckchen, wo man die Zeit bis zur Landung in Genua, das schon in der Ferne sichtbar wurde, in ungezwungener Unterhaltung in deutscher Sprache bei einem Frischschoppen verbringen wollte. Mein Einspruch dagegen, durch den ich im Interesse vielleicht nach uns Kommender verhindern wollte, daß man auf uns aufmerksam wurde, blieb wirkungslos. Man verwies darauf, daß sie schon 14 Tage lang ihre Muttersprache nicht mehr gebraucht hätten, ich aber erst 24 Stunden unterwegs sei. Und dabei blieb es.

Als wir ein Weilchen beieinander gesessen und ich ihnen von dem an Bord spionierenden Engländer und seiner Attacke auf mich erzählt hatte, regte sich allseits der Wunsch, diesen Mann zu Gesicht zu bekommen, und der Zufall fügte es, daß er nach Überwindung der Seekrankheit gerade, um Luft zu schöpfen, an Deck promenierte und mit langen Schritten auf uns zukam. Kaum hatte ich etwas impulsiv darauf aufmerksam gemacht, als sich auf Grund einer sofort aufkommenden Empörungswelle der Kapitän als Führer unserer Gruppe erhob und, ohne daß ich es noch verhindern konnte, den Engländer kurzer Hand festhielt, um ihm in deutscher Sprache, deren sich dieser ja bei seinem Angriff auf mich bedient hatte, eine gründliche, nicht mißzuverstehende Lektion zu geben. Ein Griff in die Tasche und das Hervorholen eines funkelnden Schießeisens mit unzweideutiger Gebärde bildete den Abschluß der Unterweisung, die auf einem deutschen Schiff zweifellos starkes Aufsehen mit wahrscheinlich bösen Folgeerscheinungen erregt hätte, hier aber offensichtlich keine allzu starke Beachtung fand und noch dazu, was ich erst nicht glauben wollte, ihren Zweck voll erfüllt zu haben schien.

Als ich dem Kapitän wegen dieser nach meiner Meinung etwas zu drastischen Justiz noch Vorwürfe machte, wurde plötzlich laut vernehmbar ein Signal gegeben und zur Abholung der Pässe zum Zwecke der Landung aufgefordert. Da die Ankündigung in italienischer Sprache erfolgte, in der wir alle nicht perfekt waren, und uns noch in lebhafter Unterhaltung befanden, schenkten wir dem Vorgang zunächst keine rechte Aufmerksamkeit. Als wir schließlich dahinter kamen — denn wir beobachteten das Auf und Ab und sahen auch, wie der 1. Offizier des Schiffes die Verteilung von Papieren vornahm — war es für mich zu spät, da mein Name, den ich im übrigen immer noch nicht kannte, bereits aufgerufen war, und ich blieb ohne meinen Paß, der beim Verlassen des Schiffes in der Hand jedes Reisenden sein mußte. Meine Gefährten, die glücklicher gewesen waren und ihn bereits in Händen hielten, gaben mir den Rat, ihn mir aus dem Dienstraum des 1. Offiziers kurzerhand abzuholen.

Ich folgte diesem Vorschlage, erlebte hierbei aber etwas völlig Unerwartetes, das mir leicht hätte zum Verhängnis werden können. Als ich mein Anliegen in

spanischer Sprache vorbrachte, musterte mich der Offizier ganz auffallend und fragte mich zunächst auf Spanisch nach meiner Nationalität. Als ich ihm darauf antwortete, daß ich Rumäne sei, setzte er unter ganz eigenartigem Lächeln die Unterhaltung in einer Sprache fort, die ich nicht verstand, aus deren Klang ich aber deutlich heraushörte, daß es sich um eine romanische handelte. Als ich darauf betroffen schwieg, ging er wieder zum Spanischen über und erklärte: „Aha, Sie verstehen also Ihre Muttersprache nicht. Oder sind Sie überhaupt nicht Rumäne?“ Es blieb mir jetzt weiter nichts übrig, als Farbe zu bekennen. Ich hatte dabei auch das Empfinden, daß ich in meiner Lage damit am weitesten käme. So erwiderte ich offen und ziemlich unbefangen: „Ich bin in der Tat nicht Rumäne, sondern Deutscher. Das Pflichtbewußtsein treibt mich nach Hause und veranlaßt mich, da mir kein anderer Weg blieb, mit falschem Paß zu fahren. Wenn ich einen rumänischen Paß wählte, so glaubte ich damit das Land nicht zu schädigen, weil es nicht zu den kriegsführenden Mächten gehört, und ich bitte Sie, falls Sie als Rumäne darin ein Unrecht sehen, um Verständnis.“ Darauf jener: „Ihre ehrliche und aufrechte Art ist auf mich nicht ohne Eindruck geblieben. Ich habe für ihre Lage Verständnis. Da Sie aber wohl auch wissen, daß wir am Kriege nicht mehr völlig uninteressiert sind, bitte ich Sie um Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht die Ihnen durch den Paß gebotene Möglichkeit benutzen, um in Rumänien zu spionieren.“ Ich kam unverzüglich seiner Aufforderung nach, er aber legte höflich grüßend die Hand an die Mütze und wünschte mir in deutscher Sprache gute Reise.

Wenn der Leser jetzt der Meinung ist, daß ich nach diesem Verlauf der Dinge hochbeglückt gewesen wäre, so irrt er sich. Denn wir waren noch nicht am Ende, und wer konnte dafür einstehen, daß man mich bei soviel im Kriege schon vorgekommenen Wortbrüchen nicht doch noch verhaftete! Ich rechnete sogar ziemlich stark damit, als ich bei den Vorbereitungen für die Landung in dem jetzt schon greifbar vor uns liegenden Genua den Mann, der mich eben in so große Verlegenheit versetzt hatte, immer an leitender Stelle sah. Auch meine Freunde waren von meinem sonderbaren Erlebnis sichtlich betroffen, und das Verhängnis schien sich zu vollenden, als plötzlich noch zu allem Überfluß der uns unrühmlichst bekannte, von unserm tatkräftigen Kapitän so nachdrücklich verwarnte und stark durchgeschüttelte englische Spion erschien.

Als wir schließlich in den Hafen von Genua einliefen und dort vor Anker gingen, näherte er sich in höchst auffallender Art dem jetzt am Fallreep seinen Stand nehmenden 1. Offizier, der hier mit dem sich zu ihm gesellenden Kapitän des Dampfers die letzte Kontrolle der Pässe der in langer Reihe nacheinander an Land gehenden Passagiere vornahm. Da wir uns über die Absichten des Eng-

länders, uns alle als mit falschen Papieren reisende Deutsche anzuzeigen, im Klaren waren, mußten wir dagegen wirksame Maßnahmen treffen.

Nach der von unserm tatkräftigen Führer zuerst geübten energischen Art konnte hier nur eine ähnlich starke Kur zum Ziele führen, zumal es bei uns ums Letzte ging und wir nicht gewillt waren, uns so kurz vor dem Ziele von einem Schuft um den Erfolg unserer Mühen bringen zu lassen. Ich gab daher den Rat, daß unser energischer Freund dem Engländer klar zu machen habe, daß er sich im Falle des geringsten Versuches, uns anzuzeigen, auf das Äußerste gefaßt zu machen und sich ganz bestimmten, im Interesse unserer Sicherheit zu stellenden Forderungen zu fügen hätte. Er habe drei Vertretern unserer Gruppe beim Passieren der Kontrolle den Vortritt zu lassen, sich dann selbst einzufügen und als Rückendeckung weitere drei, darunter den Kapitän mit dem schußbereiten Revolver in der Tasche, hinter sich zu dulden. Ich selbst bat, um nach meinem Abenteuer bei der Paß-aushändigung meine Schicksalsgenossen beim Kontrolloffizier, der mich noch immer in seiner Hand hatte, nicht unnütz in Mißkredit zu bringen, der Gruppe in gewissem Abstand folgen zu dürfen.

Nach diesem Plane wurde gehandelt. Allerdings bedurfte es noch mancher bangen Minute, aber unzweideutigen Verhandelns, bis sich John Bull nolens volens ins Unvermeidliche fügte. Die vereinbarte Marschordnung wurde von beiden Seiten eingehalten, der Versuch des Spions, sich oben dem Kontrolloffizier und unten der dort patrouillierenden italienischen Hafenpolizei zu nähern, durch schärfste Aufmerksamkeit, nicht mißzuverstehende Gesten und hervorragende Taktik der Akteure im Reime erstickt. Ich selbst war Zeuge des Ablaufes dieses eigenartigen Transportes und verfolgte ihn als den Abschluß bildender Teil, nachdem auch ich die gefährliche Klippe der letzten Kontrolle glücklich hinter mir hatte, mit fieberhafter Aufmerksamkeit.

Noch heute durchlebe ich von neuem mit allen Einzelheiten den zum Plagen spannenden Augenblick, wo ich an dem mir freundlich zulächelnden Kontrolloffizier mit dem erst vor 1½ Stunden von diesem als falsch erkannten Paß vorbeidesfilire und von ihm und dem neben ihm stehenden Kapitän des Schnelldampfers, dem er meine „rumänische“ Nationalität nach Einblicknahme in meine Papiere bekanntgibt, mit Handschwenken und freundlichem Salutieren hinabkomplimentiert werde, um mich, unten angelangt, sofort wieder meinen den Engländer in festem Maschenetz mit sich führenden Gefährten anzuschließen.

In der großen Zollhalle, wo jeder seinen mittels einer Gleitsvorrichtung von Bord schon eingetroffenen Koffer zu öffnen hatte, entließen wir ihn endlich mit der dringlichen Mahnung, sich ja von unseren Spuren fernzuhalten, und dem Wunsche eines frohen Wiedersehens in England, gegen das zu unserer Freude

gerade der unbefchränkte U-Boot-Krieg beginnen sollte, der dann leider nicht zur Durchföhrung gelangte.

So waren wir nach fast unsägliehen Schwierigkeiten glöcklich zum Ziele gelangt, doch war mir klar geworden, daß viel Nervenkraft, Schlagfertigkeit, Entschlossenheit und vor allem Glück die Voraussetzung dafür bildeten.

In diesem Sinne habe ich meine damals noch in Spanien sitzenden Gefährten verständigt. Trotzdem hat es der inzwischen verstorbene Kollege Bachhaus auch noch mit Erfolg gewagt. Er kam etwa 10 Tage später auf demselben Wege. Die anderen aber sind bis zum Ende des Krieges drüben geblieben, weil die Kontrolle immer schärfer wurde und nach dem im Mai 1915 erfolgten Eintritt Italiens in den Krieg dieser Weg überhaupt verschlossen war.

Pädagogisches und frontsoldatisches Führertum vernichten marxistische Bemühungen um reisende Jugend

Unter diesem Motto sandte mir nach einer vor kurzem mit ihm über die damaligen Vorgänge geföhrten Unterhaltung ein ehemaliger Schüler unserer Anstalt, der Bücherrevisor Herr Helmut Kriech, auf meine Bitte nach seiner Erinnerung etwa folgenden Bericht:

„November 1918. — Extrablätter gehen in den Korridoren der Schule von Hand zu Hand. Schon von Untertertia ab ruft ihr Inhalt eine verdammt ernste Stimmung hervor. Das hatte denn doch keiner erwartet, der sich von uns Penälern damals für das Geschehen an den Fronten interessierte. Die Waffenstillstandsbedingungen angenommen!

Unter diesem Eindruck sollte in unserer U II die Lateinstunde beginnen. Selten, sehr selten war es in letzter Zeit vorgekommen, daß vor dem Eintritt eines Lehrers absolute Ruhe herrschte. Diesmal aber war es der Fall, und der Lehrer begann die Stunde, ohne anscheinend selbst recht zu wissen, was er sagte. Seine Gedanken waren offenbar ganz woanders als beim Lateinunterricht, und die Antworten, die wir auf seine Fragen gaben, hörte er kaum — die Klasse aber blieb, ohne daß die sonst üblichen Fragen zur allgemeinen Lage gestellt wurden, ganz still. Jeder von uns 41, aber auch jeder einzelne empfand unbegrenzte Achtung vor dem seelischen Schmerz unseres Klassenleiters.

Einige Wochen später: Frontkrieger waren heimgekehrt, um als Studienräte und Assessoren ihren Dienst wieder aufzunehmen. Auch sie schwiegen fast alle, von ihren Fronterlebnissen sprachen sie nicht.

Kurze Zeit darauf schwirrten sonderbare Gerüchte durch die Schule. Eine sogenannte Schulgemeinde und ein Schölererrat sollten auf höhere Weisung hin gewählt werden. Die Bezeichnung wurde uns schnell geläufig. Denn was Arbeiter-

und Soldatenräte darstellten, das wußten wir alle, und es dauerte gar nicht lange, da wurden diese Gerüchte Wirklichkeit. Der sozialdemokratische Kultusminister Konrad Haenisch ordnete tatsächlich an, daß an allen höheren Schulen, an jedem Lehrerseminar, jeder Präparandenanstalt, jeder Studienanstalt und jedem Oberlyzeum über die Einführung derartiger Einrichtungen, die bekanntlich weitgehende Befugnisse haben sollten, in einer Versammlung in geheimer Wahl mit gleichem Stimmrecht für die Lehrer und alle Schüler von Obertertia an aufwärts abzustimmen sei.

Es war durchaus nicht verwunderlich, daß in der Schülerschaft eine Reihe von Sonderwünschen diese Neueinrichtung als sehr begehrenswert erscheinen ließ. Als z. B. nach Bekanntwerden dieser Anordnung unser mit seiner Meinung nie stark zurückhaltende Klassenkamerad H. G. sich in der Deutschstunde meldete und auf die Frage des Lehrers, was ihn bedrücke, die Erklärung abgab, daß die erste Amtshandlung des Schülerrates wahrscheinlich in der Absetzung des Oberlehrers XY bestehen würde, da grinste nicht nur die ganze Klasse, sondern es lachte auch jener, ohne ein Wort zu erwidern, schallend auf.

Schließlich kam die Stunde der Entscheidung heran. Am Tage vorher war der Schülerschaft vom Direktor zum Zwecke der Vornahme einer unbeeinflussten Aussprache der Klassen untereinander der Festsaal für den Nachmittag zur Verfügung gestellt worden.

Die zahlenmäßige Beteiligung ab Obertertia war sehr gut. Die Leitung hatten einige Oberprimaner, und diese verstanden es, in etwa einer halben Stunde die Schülerschaft, die für die Schaffung der neuen Einrichtungen sehr eingenommen war, ein wenig zum Nachdenken zu bringen. Dieser kleine Anfangserfolg ging jedoch fast restlos wieder verloren, als ein Untersekundaner das Recht der Schüler zum „Lernen in den Pausen“ forderte und dieser Antrag seitens der Versammlungsleitung schroff abgelehnt wurde, während man einen gleich darauf dasselbe verlangenden Obersekundaner erheblich schonender behandelte. Als denn auch einige Anträge der Obertertianer auf Einführung der Rauchfreiheit nicht die erwartete Berücksichtigung fanden und plötzlich gar ein nicht gerade beliebter Lehrer die Tür des Festsaales öffnete, um, wie man z. T. meinte, ein wenig zu spionieren, war die Gruppe der Halbstarcken zum Äußersten entschlossen.

Als man am nächsten Tage zusammentrat, wußten wir, die wir zur Masse zählten, daß die Primen sowie ein Teil der Obersekunda und der verhältnismäßig kleine Kreis der Lehrer gegen Schulgemeinde und Schülerrat stimmen würden, ohne das von uns erstrebte Resultat gefährden zu können. Aber die Person des Lehrers jedoch, der nach Konrad Haenischs Anordnung zum Leiter der Versammlung gewählt werden sollte, waren gerade wir uns völlig im unklaren. Jede Klasse wollte eigentlich ihren Ordinarius vorschlagen.

Und dann war es so weit. Die gesamte Lehrerschaft und Schülerschaft ab D III war in der Aula versammelt. Der Direktor eröffnete die Versammlung und berief zwei Oberprimaner als Stimmzähler und einen dritten zum Protokollführer. Danach verlas er die Namen der für die Wahl zum Versammlungsleiter in Betracht kommenden Mitglieder des Lehrerkollegiums. Schon wurden die Stimmzetteln verteilt, da wurde plötzlich bekanntgegeben, daß auch zwei soeben aus dem Felde zurückgekehrte Studienräte zur Verfügung ständen. Bei der Nennung ihrer Namen ging eine Freudenwelle durch die Reihen der kampfbereiten Jungen; denn namentlich dem einen glaubte man sein volles Vertrauen schenken zu können. Beim Auszählen der Stimmen fielen dann 89, gerade die Hälfte von allen, auf diesen, während sich die andere Hälfte auf 6 bis 7 Mitglieder des Kollegiums verteilte, und es wurde ihm, da auf die Erklärung des Studienrates mit der nächsthöchsten Stimmenzahl, daß er im Interesse einer schnellen Erledigung der Angelegenheit zugunsten des Spitzenkandidaten auf die eigentlich erforderliche Stichwahl verzichte, kein Widerspruch erfolgte, diesem die Leitung der Versammlung übertragen.

Nach Verlesung des gesamten Erlasses durch ihn, der bewußt starken Hervorhebung einiger sich selbst richtender Stellen, die zur „Reinigung der Luft der Schule vom Ungeist der toten Unterordnung, des Mißtrauens und der Lüge“ aufforderten, und nach durch geschickte Gedankenlenkung bei den meisten erzielter Einsicht, daß sie mit einem „Ja“ sich selbst als Produkte solcher Erziehung und damit als minderwertig bezeichneten, schwand die ursprüngliche, kleinlichen und egoistischen Beweggründen entsprungene Einstellung, und die Abstimmung ergab bei einer Stimmenthaltung 157 Nein-Stimmen gegen Schulgemeinde und Schülerrat. Zur gleichen Zeit wurden mit der verhältnismäßig gleichen Mehrheit die Einrichtungen fast überall angenommen. Das Abstimmungsergebnis des Städtischen Reform-Realgymnasiums mit Realschule rief in Berlin unter diesen Umständen das allergrößte Erstaunen hervor. Wahrhaft altpreußischer Geist hatte ihm wesenfremde Formen abgelehnt.“

Kriegsteilnehmerkursus

Vom 24. Februar 1919 bis zum gleichen Tage des folgenden Jahres fand dann an der Schule ein besonderer Lehrgang für Kriegsteilnehmer statt, denen hier, soweit ihnen durch den Krieg die Möglichkeit zum Abschluß ihrer Schulbildung genommen worden war, die Gelegenheit zur Ergänzung ihrer Kenntnisse und zur nachträglichen Ablegung der Reifeprüfung geboten wurde.

Zum größeren Teile waren es junge Leute, die von unserer Schule als Freiwillige hinausgegangen waren. Es gesellten sich aber auch einige andere dazu, deren Heimat inzwischen verloren gegangen war oder die aus irgend einem anderen

Grunde dort keine Gelegenheit dazu fanden. Ordinarius dieser Kriegsteilnehmerklasse war Studienrat Gutsche. Denn der Betreuer der jungen Leute sollte nach Möglichkeit selbst Kriegsteilnehmer sein und für die besonderen Verhältnisse und die eventuellen Eigenarten und Nöte der nach so großem Erleben, nach Zusammenbruch und Revolution zur Schulbank zurückkehrenden Feldgrauen, die sich in fast jeder Beziehung umstellen mußten, das nötige Verständnis haben. Daß dies bei ihm und den anderen an dieser schweren, aber ehrenvollen Aufgabe mitarbeitenden Amtsgenossen der Fall war, kann gleich vorweggenommen werden, und doch war es namentlich am Anfang für alle nicht ganz leicht, hier das richtige gegenseitige Verhältnis zu gewinnen, was schon daraus hervorgeht, daß man diesen Lehrgang scherzhaft bald den Bolschewistenkursus nannte. So wurde namentlich in der Geschichtsstunde, die allen Freiheiten der damaligen Zeit angepaßt werden mußte, oft heftig debattiert, wobei neben Anschauungen, die unsere heutige Auffassung eng berührten, auch solche z. B. mit Leidenschaftlichkeit vertreten wurden, deren Bekanntheit heute zweifellos das Erscheinen der Geheimen Staatspolizei zur Folge hätte. Daß dabei neben fast durchweg gut militärischer Haltung, die besonders von mehreren das Frontkämpfertum in bestem Sinne repräsentierenden Vertretern gezeigt wurde, von denen ein mit dem E. K. I. ausgezeichnete selbst mit stürmender Hand ein Geschütz erobert hatte, gelegentlich auch gewisse Schützengraben- und Landsknechtsmanieren in die Erscheinung traten, mußte mit in Kauf genommen werden. Durch engherziges Predigen war dem nicht abzuhelpen. Eine vertrauliche Aussprache in ruhigem Tone, gelegentliches kameradschaftliches Zusammensein nach des Dienstes Mühen und Plagen und ein innerliches Sichnaherkommen beim Austausch von Fronterlebnissen und der Herausstellung dabei sich von selbst einstellender großer Gesichtspunkte und Ideen führte besser zum Ziele. Mitunter allerdings war auch mit diesem und jenem Fachlehrer des Kurses eine im gleichen Geiste gehaltene Aussprache des Lehrgangsleiters erforderlich, um gewisse Differenzen zu beseitigen, die sich aus der besonderen Lage der Dinge ergaben. Selten aber haben wohl die hier mitwirkenden einzelnen Lehrer eine so enge und lehrreiche Berührung mit den Schwierigkeiten des von draußen einwirkenden Lebens gehabt wie bei der Durchführung dieser Aufgabe, die alle an Erfahrung stark bereichert und bei dem schließlich trotz aller Hemmungen erzielten Enderfolge hoch beglückt hat.

Gheimrat Kantel, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht

Jeder tat an der Schule während des Krieges treu seine Pflicht. Auf dem Direktor aber lastete eine besonders starke Verantwortung. Daß es ihm selbst in den schwierigsten Zeiten dank seiner Umsicht und Tatkraft gelang, den Schulbetrieb überhaupt aufrecht zu erhalten, war bereits gesagt. Vor allem aber gab

er durch seine sich stets gleichbleibende Art und seine Ruhe gerade in kritischen Situationen seinen Mitarbeitern, die während der vier Kriegsjahre häufig wechselten und zu denen als Vertreter der zahlreichen im Felde stehenden Studienräte Lehrer, ja sogar einige Lehrerinnen von den verschiedenen Elbinger Volksschulen, schon im Ruhestand lebende Professoren und mehrere Pfarrer von den hiesigen Kirchengemeinden zählten, ein vortreffliches Beispiel echt preußischer Pflichterfüllung. Dank seinem Rufe, den er als hervorragender Schulmann und Pädagoge genoß, dank seiner Anerkennung, die ihm weit über den Rahmen seiner schulmännischen Tätigkeit hinaus auf Grund seiner erfolgreichen Betätigung im öffentlichen Leben, seines hierbei bewiesenen klaren Blickes und seiner Organisationsfähigkeit allgemein zuteil wurde, gelang es ihm, diesen so bunten Kreis von Lehrkräften trotz seiner Verschiedenheit im Alter, in der Einstellung und im Geschlecht, immer von neuem zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufügen und so die Leistung der Schüler und die Schulzucht auf einer für die damalige Zeit beachtlichen Höhe zu erhalten, was bei der vielseitigen, z. T. über die Kraft der Lehrer und Jungen gehenden Inanspruchnahme außerhalb der Schule, wie sie namentlich in den letzten Jahren des Krieges die Metall-, Knochen-, Brennessel-, Früchte-, Laub- und Geldsammlung, ferner die Werbung für die verschiedenen Kriegsanleihen und die Verwaltung der z. T. in kleinen Anteilen gezeichneten Stücke durch bestimmte Lehrkräfte (es teilten sich in diese Aufgaben die Herren Professor Dr. Müller, Studienrat Müller, Studienrat Butz und Studienrat Röhlert) mit sich brachten, nur schwer möglich war. Als sich dabei das Realgymnasium mit einer Rekordleistung bei der Goldsammlung, die darin ihren Ausdruck fand, daß ein Obertertianer vom Lande an einem Tage 18 000 Mark in blanken Füchsen ablieferte, an die Spitze aller Elbinger Schulen setzte, erhellte das zu dieser Zeit immer ernster werdende Gesicht des Schulleiters ein Schein der Freude, der auch immer zu beobachten war, wenn er sich am Donnerstag um 6 Uhr zum „Königlichen Hof“ begab, um dort im Kreise seiner Mitarbeiter bei einem Glase Wein oder einem Humper „Englischbrunner“ in althergebrachter, schon in Friedenszeiten gepflegter Weise eine Stunde der Entspannung und Anregung zu verbringen. Die hier geführten Unterhaltungen über brennende Tagesfragen, die Kriegslage oder das Schicksal der im Felde stehenden Berufsgenossen sind allen, die daran teilgenommen haben, in lieber Erinnerung geblieben. Dieser 6-Uhr-Schoppen war eine ureigene, ihm zum Herzensbedürfnis gewordene Einrichtung des Direktors, die für die Schule, wenn ihr auch in der Form nichts gemein damit war, eine ähnliche Bedeutung hatte, wie für das Preußen Friedrich Wilhelms I. das bekannte Tabakskollegium. In diesem Kreise erschloß der sonst nicht zur Gesprächigkeit neigende Mann sein Herz, und manches Geschichtchen aus vergangenen Tagen, der Schulpraxis, der Studenten- und Militärzeit und der Stadtverordnetenentätigkeit

erwachte hier wieder zum Leben. War aber einer der im Felde stehenden Lehrer der Schule auf Urlaub, so versäumte er es nie, sich hier einzufinden und von seinen Erlebnissen und dem Stande der Dinge draußen zu berichten, und die durch das mitunter lange Fernsein des betreffenden vielleicht etwas gelockerte Verbindung mit den alten Berufskameraden war auf diese Weise wiederhergestellt. Auch mancher Gruß der draußen Weilenden wurde hier verlesen, mancher als Zeichen des Dankes für treues Gedenken hinausgesandt.

Schwer hat dann der Ausgang des Krieges und vor allem der moralische Zusammenbruch des deutschen Volkes auf ihm gelastet. Auch kehrte das einst so geschlossene, nach seinen Grundsätzen zusammengesetzte Kollegium, das ihm nach der Einweihung der neuen Schule 1912 zur Seite gestanden hatte, nicht wieder vollzählig zurück. Für manchen der alten Mitarbeiter erschien, von der vorgesetzten Behörde gesandt, ein mit den hiesigen Verhältnissen nicht vertrauter Ersatzmann. Dadurch und mit mancher eigenartig anmutenden Verordnung von oben her flatterte das Moment der Beunruhigung in die durch ihn davon bisher freigehaltenen Räume. So gab es, wenn auch der große hier stets heimisch gewesene vaterländische Gesichtspunkt, wie ja die vorhin geschilderte Ablehnung des Schülerrates beweist, keinen Augenblick wirklich gefährdet war, doch gelegentlich mancherlei Zündstoff, der nicht gerade erfreuliche Debatten und Meinungsverschiedenheiten hervorrief. Doch mitten darin, von niemand zu übersehen, stand als ruhender Pol unser alter Direktor, Geheimrat K a n t e l. Nicht wich er, wie es anderswo in jenen Tagen öfter geschah, derartigen Erörterungen ängstlich aus, sondern ging allem, was ihm in gutem oder bösem Sinne beachtenswert erschien, auf den Grund, vertrat dabei stets mit seiner scharfen und treffenden Logik die von ihm als richtig angesehene Auffassung und wußte sich damit meistens durchzusetzen. War aber jemand grundsätzlich anderer Meinung, so wurde er durch die von ihm vertretene Art zu der Erkenntnis gebracht, daß hier ein auf tiefem Wissen und reicher Lebenserfahrung fußender Mann tiefgründige Gesichtspunkte hervorbrachte, die sich nicht mit schnell und unbedacht hingeworfenen Gefühlsäußerungen abtun ließen.

Von den damals aus dem Felde zurückgekehrten oder den von dort neu zu uns gekommenen Studienassessoren sind noch unter Direktor Kantel die Kollegen G w o b o d a, Dr. B a e h r, Dr. M o e l l e r, S a h n e r und Dr. R u d a u, von denen Sahnert bald wieder abschied, um eine Privatschule zu Steegen im Freistaat Danzig zu übernehmen, Dr. Rudau aber im Herbst 1935 als kommissarischer Leiter des dortigen Gymnasiums nach Braunsberg berufen wurde, als Studienräte angestellt worden, desgleichen Dr. D y p p e r m a n n, der aus Deutsch-Ostpreußen hierher zurückkehrte, und schließlich Studienassessor R ü g e r, der durch eine 1914 erlittene schwere Verwundung kriegsuntauglich geworden war und nach seiner nur

langsam vor sich gehenden Genesung inzwischen sein Studium beendet und vom ersten Tage seiner Ausbildungszeit ab zu unserer Schule gehört hatte.

Nachdem Geheimrat Kantel so wieder ein einheitliches, in seinem Sinne schaffendes, mit Eifer am Wiederaufbau arbeitendes Kollegium zur Verfügung hatte, ist er noch bis zum Herbst 1923 bei weiterem unermüdlichen Schaffen der treue Hüter seiner ureigenen Schöpfung und des dort von ihm gepflanzten und gepflegten Geistes gewesen. Ungebeugt hat er trotz des schweren Schicksalschlages, den er gleich nach dem Kriege durch den Tod seiner Gattin erlitt, bis zum Schluß auf seinem Posten gestanden.

Seine letzte Sorge galt den gefallenen Lehrern und Schülern, denen er mit den durch die Inflation zu seinem Schmerze stark zusammengeschnittenen Mitteln im Festsaale unter dem großen Weltkriegsbilde eine schlichte, aber würdige und sehr geschmackvolle Gedenktafel schuf, und seiner Nachfolge. Als unter den Bewerber, die sich nach damaliger Sitte im Stadtverordnetenversammlungssaale vor dem versammelten Magistrat, dem Schulausschuß und dem Lehrerkollegium des Realgymnasiums unter Darlegung ihrer mehr oder minder einem gesunden Staats- und Volksempfinden entsprechenden pädagogischen und politischen Ansichten präsentierte, auch ein Marxist vom reinsten Schlage an aussichtsreichster Stelle aufkreuzte, entschloß sich Geheimrat Kantel, diesem für den Fortbestand seines Werkes so entscheidenden Redeakt beizuwohnen, bei dem nach der damals in allen Dingen üblichen parlamentarischen Form auch das Kollegium zu Worte kommen sollte. Als der betreffende Bewerber in allzu tendenziöser, die heiligsten Anschauungen des Kollegiums verletzender Form seine neuen Grundsätze verkündete, nahm nach einem scharfen Wortgefecht zwischen diesem und einem dem Gegner nichts schuldig bleibenden jüngeren Mitglied des Kollegiums auch Geheimrat Kantel das Wort, und es wurde dabei deutlich und immer deutlicher, daß hier eine festgefügte Weltanschauung gegen die tendenziösen Phrasen einer angeblich neuen weltbeglückenden Lehre stand. Der alte Direktor erlebte im Stadtverordnetenversammlungssaale, wo er namentlich in Schulfragen immer Autorität gewesen war, noch einmal eine große Stunde. Überzeugend legte er dar, daß der aus der bisherigen Schulerziehung geborene Geist von Langemarch nicht das Ergebnis einer veralteten Anschauung, nicht der Ausdruck eines erledigten Empfindens sei, und auf dem Gesicht jedes einzigen der Mitglieder des Kollegiums war die volle Zustimmung zu jedem seiner Worte zu lesen. Da sich dem auch die einsichtigen Mitglieder des Magistrats und Schulausschusses nicht verschließen konnten, war der Angriff abgeschlagen, und es wurde damals der Oberstudienrat Dr. Gerstenberg vom Friedrichs-Werderschen Gymnasium in Berlin gewählt.

Bald darauf ist Geheimrat Kantel dann, von allen seinen einstigen Mitarbeitern und den ehemaligen Schülern bis auf den heutigen Tag hochverehrt, in den Ruhe-

stand getreten und nach einer der Schwere der Zeit und seinem innersten Empfinden entsprechenden schlichten Feier von seiner alten Wirkungsstätte geschieden, um seinen Wohnsitz bei seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, damaligen Ministerialrat in Berlin, jetzigem Reichsgerichtsrat Dr. Bessau, in Leipzig zu nehmen.

So hat es das Geschick gefügt, daß er während seiner Kindheit, Schul- und Studienzeit und der ganzen Dauer seines amtlichen Wirkens Ostpreußen nicht verlassen hat, wie einst Kant, dessen kategorischer Imperativ ihm stets Grundsatz des Handelns war, daß er aber seinen Lebensabend, der auch weiterhin recht glücklich sein möge, im Herzen des Reiches verbringt.

Die Toten des Weltkrieges

Schließlich sei in Treue und unvergänglicher Dankbarkeit auch derer gedacht, die aus den Reihen der Lehrer und Schüler hinauszuogen, um für des Volkes und Vaterlandes Wohl im großen Kriege ihr Leben zu lassen. Wir alle, die wir sie gekannt haben, sehen sie in diesen Tagen der Erinnerung im Geiste wieder vor uns stehen und folgen, soweit wir davon ausreichende Kunde haben, in der Reihenfolge, wie die Namen auf der Gedenktafel stehen, noch einmal ihren Spuren draußen.

Dr. Karl Arnhold wurde am 30. 3. 15 zum Heeresdienst eingezogen und kämpfte nach Abschluß seiner militärischen Ausbildung zunächst auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Er stand hier bei der 2. Komp. des Res.-Inf.-Reg. 59, das der I. Div. des I. Res.-Armee-Korps angehörte, und hat an den Kämpfen um Kowno und Brest Litowsk, später an dem Ringen in Galizien zwischen Sereth und Blota Lipa teilgenommen. Im Sommer 1917 verwundet, mit dem E. K. II ausgezeichnet und inzwischen zum Leutnant befördert, ging er nach mehrmonatigem Wiederherstellungsaufenthalt in heimatlichen Lazaretten nach dem Westen, wo er dem Stabe des Res.-Ers.-Reg. Nr. 4 zugeteilt wurde. Hier fand er bei den Kämpfen vor Arras als Regimentsadjutant durch eine Fliegerbombe gemeinsam mit dem ganzen Regimentsstabe bei Bonencourt am 26. März 1918 den Heldentod.

Dr. Hans Herford rückte als Leutnant d. Res. mit dem in Danzig stehenden 5. Gren.-Reg. sofort bei Kriegsausbruch ins Feld und nahm 1914 an den großen Schlachten in Ostpreußen und am Vormarsch auf Warschau teil, machte 1915 unter General Gallwitz den Vorstoß über Bug und Narew bis an die Berezina mit, kam im Oktober 1915 an die Westfront, wo er längere Zeit meistens als Kompanieführer südlich der Somme stand und das E. K. II. erhielt. Im Juli 16 erlitt er in der Sommeschlacht seine fünfte Verwundung, an der er am 15. dieses Monats im Kriegslazarett in St. Quentin starb. Auf dem schönen Heldenfriedhofe daselbst hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Seine junge Gattin aber ergab sich nicht tatenloser Trauer, sondern ging bald nach dem Heldentode ihres Mannes selbst als Rotekreuzschwester nach dem Westen, um ungeachtet ihres zarten Körpers in Feldlazaretten und Krankensammelstellen Not und Schmerzen lindern zu helfen, wofür sie mit der Rotekreuzmedaille und dem Ehrenkreuz für Kriegsteilnehmer ausgezeichnet wurde.

Dr. Hans Hoffarth, Seminar-Kandidat aus Michelstadt in Hessen, trat am 4. 8. 14 als Kriegsfreiwilliger in das Heer, kam im November 1914 zum Res.-Inf.-Reg. 221 ins Feld, kämpfte im Westen bis Februar 1915 und darauf in den Karpathen, in Russ.-Polen und Serbien, fand nach Beendigung des serbischen Feldzuges im Westen an fast allen Abschnitten der französisch-belgischen Front Verwendung und fiel am 1. 6. 1918 bei Noyon. Beim hessischen Leibgarde-Inf.-Reg. 115 zum Leutnant befördert, führte er zuletzt als solcher die 12. Komp. des 1. majurischen Inf.-Reg. 129 Generalfeldmarschall von Mackensen. Als

Auszeichnungen wurden ihm im Laufe der vier Kriegsjahre das E. K. I. und II. und die Heßische Tapferkeitsmedaille verliehen.

Dr. Martin Müller trat am 3. März 1916 bei der 3. Ers.-Batt. des 4. Garde-Feld-Art.-Reg. in Potsdam ein, kam am 1. Juli des Jahres zum Ers.-Depot des 14. Res.-Korps nach Frankreich in die Gegend von Arras und von dort am 14. Juli als britischer Telephonist zur 9. Batt. des 20. Res.-Feld-Art.-Reg. bei der 2. Garde-Res.-Div. Mitte September stand er bei dem genannten Truppenteil an der Somme, wo er beim Flücken einer Telephonleitung in der Feuerlinie am 1. 10. 16 bei Le Mesnille von einer Granate tödlich getroffen wurde.

Dr. Walter Sperrhake wurde am 25. Oktober 1915 beim Res.-Inf.-Reg. 18 eingezogen, kam am 13. August 1916 an die Front nach Galizien und wurde seit dem 31. August 1916 nach einem Einbruche der Russen bei Loutstobahy vermißt. Nach Aussagen von Kameraden und Mitteilung des amerikanischen Konsulates in Moskau ist er dort in Gefangenschaft geraten. Eine bestimmte Auskunft über seinen Verbleib war trotz weiterer Nachforschungen und immer neuer Anfragen bei aus russischer Gefangenschaft heimkehrenden Kameraden nicht zu erlangen.

Bruno Brunnhöver trat am 6. 1. 17 mit dem Zeugnis für II I als Kriegsfreiwilliger bei der 12. Komp. des Garde-Füs.-Lehr-Inf.-Reg. in Berlin-Pankow ein und kam nach seiner Ausbildung an die Westfront nach Flandern, wo er an verschiedenen Gefechten teilnahm. Er kämpfte dann am Kemmel und bei Cambrai, wurde nach Absolvierung eines M. G.-Kurses in Straßburg wieder an die Front geschickt und erhielt nach einer Verwundung und längerem Lazarettaufenthalt am 7. 11. 17 das E. K. II. Bald darauf zum Unteroffizier befördert, fiel er am 15. Juli 1918 bei Nauron.

Hans Fechter trat am 18. 1. 15 mit dem Zeugnis für O II als Kriegsfreiwilliger beim 1. Leib-Füs.-Reg. in Danzig-Langfuhr ein, wurde auf seinen Wunsch zum Inf.-Reg. 148 versetzt, wo er der 10. Komp. angehörte, ging bei diesem Truppenteil ins Feld, nahm hier am großen Durchbruch bei Larnow-Gorlice teil und fiel auf dem weiteren Vormarsche seines Truppenteils am 19. Juli 1915 durch Brustschuß bei Ebißi Wielcie, wo er auch sein Grab gefunden hat.

Walter Froese trat am 9. 1. 1917 als Freiwilliger ins Heer ein und erhielt im Refr.-Dep. des Lehr-Inf.-Reg. in Berlin-Niederschönhausen seine militärische Ausbildung, legte im Februar 1917 beim letzten Urlaub in der Heimat die Reifeprüfung ab, ließ sich von Berlin aus in Jena als stud. med. immatrikulieren und kam bald darauf ins Feld. Da das Lehr-Inf.-Reg. zur sogenannten fliegenden Division gehörte, nahm er in der kurzen Zeit von Juli bis November 1917 an den Kämpfen um Arras, in Flandern, in der Champagne, wiederum in Flandern und schließlich bei Cambrai teil, wo die Division den erfolgreichen Durchbruch der Engländer zum Stillstand bringen sollte. Hier geriet er in der Nacht vom 24. zum 25. November am Bourlonwalde bei der Rückkehr von einem schwierigen, erfolgreich durchgeführten freiwilligen Patrouillengang in die nur auf wenige Meter abgegebene Garbe eines englischen Maschinengewehrs, wurde schwer verletzt und sterbend von seinen kurz darauf zum Gegenangriff vorgehenden Kameraden im Trichtergelände aufgefunden. Das ihm vom Regiment nachgesandte E. K. II. hat ihn lebend nicht mehr erreicht. Er ruht auf dem Heldenfriedhof in Abbancourt.

Ernst Herrmann machte am 8. 8. 1914 das Kriegsabitur und trat darauf als Freiwilliger beim 23. Pion.-Battl. in Graudenz ein. Nach kurzer Ausbildung und erstem Einsatz im Osten kam er im Dezember 1914 als Gefreiter an die Westfront und zwar zur Butte de Lahure (Höhe 192 auf der Linie Lahure-Manre in der Nähe von Reims). Hier geriet gleich in den ersten Tagen der am 16. 2. 15 beginnenden Champagneeschlacht seine Abteilung in schwere Kämpfe, aus denen weder er noch irgendeiner seiner Kameraden zurückkehrte. Da es keine Überlebenden gegeben hat und die Front an dieser Stelle bis Kriegsende fast unverändert geblieben ist, waren alle Nachforschungen völlig erfolglos. Der Bruder des Vermißten, Herr Dr. Erich Herrmann, ebenfalls Abiturient unserer Schule, hat die Stätte im Jahre 1927 besucht und schreibt darüber: „Ich fand ein trostloses, völlig zerstörtes Gelände,

wo noch nichts aufgebaut war. Der Ort Lahure wurde lediglich durch den etwa zwei Meter hohen Stumpf eines Schornsteins dargestellt.“

Alfred Höhn machte im August 1914 das Kriegsabitur, trat darauf als Freiwilliger beim Fußatill.-Reg. von Linger 1. (Ostpr.) Nr. 1. ein und kam im Oktober 1914 ins Feld. Er nahm dann an den Kämpfen in Ostpreußen, Litauen und Rurland teil, wurde im März 1916 Offizier und meldete sich 1917 zur Luftwaffe. Nach entsprechender Ausbildung kam er zur Fliegerabtlg. 237 (A) und stürzte am 3. Juni 1918 bei der Rückkehr von einem Frontfluge bei Fère en Tardenois ab, wobei er den Tod fand.

Johannes Kahlbeck ist am 6. 1. 17 mit dem Zeugnis für II I, zusammen mit seinem Klassenkameraden Bruno Brunhöver, bei der 12. Komp. des Garde-Füs.-Lehr-Inf.-Reg. in Berlin-Pankow eingetreten und kam mit ihm nach seiner Ausbildung zur Westfront nach Flandern. Hier hat er in treuer Kameradschaft mit ihm Schulter an Schulter im Schützengraben gestanden und an seiner Seite auch am Kemmel und bei Cambrai gekämpft, bis ihn ein tödlich wirkender Granatsplitter aus dem Leben riß. Bruno Brunhöver schreibt darüber am 20. 1. 18. an seine Eltern: „Leider muß ich Euch die traurige Mitteilung machen, daß mein lieber Freund Hans Kahlbeck gestern an meiner Seite gefallen ist. Wir holten gerade Essen, da wollte es das Schicksal, daß etwa 20 Meter von uns eine Granate einschlug und Hans am Unterleib und an den Oberschenkeln schwer verwundete. Ich stand etwa einen halben Schritt neben ihm, ohne etwas abzubekommen. Er ist dann schon nach etwa fünf Minuten gestorben. Ich bin völlig niedergeschmettert und werde, wenn es mir möglich sein sollte, noch heute nacht an seine Eltern schreiben.“ Die Benachrichtigung der Eltern des Gefallenen durch seinen Kompanieführer aber schließt mit den Worten: „Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, die ihm zgedachte Auszeichnung, das Eiserne Kreuz, zu tragen.“

Herwart Ligowsky verließ die Schule am 6. 1. 17 mit dem Zeugnis für D II, erhielt seine militärische Ausbildung beim Inf.-Reg. Nr. 148 in Elbing, kam im Juli 1917 ins Feld und stand hier beim Inf.-Reg. 332 im Riga-Abschnitt in Verteidigungsstellung. Zum Gefreiten befördert, kam er im Februar 1918 nach dem Westen und wurde hier an der Somme eingeseßt, wo er am 24. April 1918 bei Cachy (südlich von Villers-Bretonneux/Amiens) beim Sturmangriff im Alter von 19 Jahren durch Herzschuß den Heldentod fand.

Heinrich Mierau, der am 31. 3. 15 mit dem Zeugnis für D II die Schule verlassen hatte, trat am 7. 7. 15 beim 1. Leib-Füs.-Reg. in Danzig-Langfuhr ein und nahm nach Beendigung seiner militärischen Ausbildung bei der 3. Eskadron des genannten Regiments (vom 28. 3. 16 bis 17. 8. 16) am Feldzuge gegen Rußland teil, kam dann zu einer Mgk. und nach längerer Ausbildung daselbst schließlich zur 2. Komp. der Mg.-Es.-Abt. 39 nach dem Westen und machte bei diesem Truppenteil vom 24. 10. bis 2. 12. 17 die Schlacht in Flandern und vom 3. 12. 17 bis 10. 1. 18 die Stellungskämpfe daselbst mit. Am 5. 4. 18 5.30 Uhr nachmittags fand er bei Moreuil durch Artilleriegeschuß den Heldentod.

Gerhard Müller meldete sich nach Ostern 1917 bestandener Reifeprüfung als Kriegsfreiwilliger bei den Luftschiffern und wurde einige Wochen darauf zur Ausbildung nach Berlin-Tegel einberufen. Von hier rückte er nach kurzer Zeit ins Feld und fand zunächst vor Reims in einer preuß. Luftschifferabteilung bei einem Fesselballon Verwendung. Im Frühjahr 1918 wurde er dann einer sächsischen Abteilung vor St. Quentin zugeteilt und erhielt hier das E. R. II. Bei einem Aufstieg erlitt er am 29. September 1918 den Heldentod. Seine Kameraden bestatteten ihn auf einem nahegelegenen Dorffriedhof, von wo er später nach dem großen Heldenfriedhof bei St. Venoite überführt wurde.

Georg Praetorius verließ am 19. 6. 17 mit dem Zeugnis für D I die Schule und trat beim Füs.-Reg. Graf Noon Nr. 33 als Fahnenjunker ein. Gleich nach seinem Eintritt an Typhus erkrankt, fürchtete er nicht mehr rechtzeitig hinauszukommen. Im Dezember ging endlich sein Wunsch in Erfüllung. Er kam an die Westfront und blieb hier zunächst bis zum März 1918, wo er zum Kursus nach Döberitz kommandiert wurde. Ende Juli kehrte er dann als Fähnrich an die Front zurück, erlebte aber hier zu seinem Schmerze fast nur noch Rückzugskämpfe, bei denen sein Regiment meistens die Nachhut bildete. Und trotzdem ging ihm, wie seine inhaltvollen Briefe aus dieser Zeit bezeugen, der Glaube an das gute Ende nicht

verloren. Anfang September wurde er zum Leutnant befördert, fast gleichzeitig erhielt er das E. R. II. Ende September erlebte das Regiment harte Kämpfe an einer feindlichen Einbruchsstelle in die Hindenburglinie. Die 4. Komp. hielt hier südlich von Bellenglise den ersten Graben. In der Frühe des 29. 9. wurde sie nach schwerstem Trommelfeuer von weit überlegenen Kräften angegriffen und nach heldenmütigem Ausharren in der völlig eingeebneten Stellung erdrückt. Nur zwei Mann sind von dem ganzen Verbands an diesem Tage zurückgekehrt. „Hier erfüllte sich auch“, wie die um ihren einzigen prächtigen Sohn trauernde Mutter schreibt, „das Schicksal meines Jungen mit dem so vieler anderer. Ein Teil ist in Gefangenschaft geraten, mein Sohn mit den anderen als vermisst gemeldet worden. Diese Nachricht ist nie ergänzt worden, trotz allem.“

Alfred Preßell verließ die Schule am 30. 9. 14 mit dem Zeugnis für O II und trat als Kriegsfreiwilliger bei der 4. Eskadron des 1. Leib-Hus.-Reg. in Danzig-Langfuhr ein. Nach Beendigung seiner militärischen Ausbildung kam er nach dem östlichen Kriegsschauplatz, zeichnete sich mehrfach bei Gefechten und Patrouillenritten aus und wurde auf einem solchen bei Scamin am 17. 2. 15 durch Infanteriegeschloß schwer verwundet. An dieser Verletzung ist er am 22. 2. 15 im Landwehrlazarett zu Wolga gestorben und daselbst auch zur letzten Ruhe gebettet worden.

Herbert Schulz, ein frischer deutscher Junge, den es bei der Bedrohung der Grenzen seiner Heimatprovinz nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges nicht mehr zu Hause und auf der Schulbank hielt, trat als Untersekundaner am 15. 5. 19 in den Grenzschuß-Ost und ist dort an den Folgen eines Unfalles gestorben.

Walter Commerfeld machte am 6. 1. 17 die Kriegstreifeprüfung, trat am 9. 1. 17 beim Garde-Lehr-Inf.-Reg. in Berlin-Pankow ein, kam am 5. 5. 17 zu einem Feld-Ref.-Dep. im Westen und am 2. 7. 17 zur Front in Reserverstellung. Am 3. 8. 17 traf von ihm die Nachricht ein, daß er sich auf dem Wege zur vorderen Stellung befinde, kurze Zeit darauf die Meldung eines Kameraden, daß er seit dem 31. Juli nach dem großen Angriffe der Engländer vermisst werde. Die noch bestehende Hoffnung der Eltern wurde leider vernichtet, als am 3. Oktober vom Roten Kreuz in Genf die Mitteilung eintraf, daß er schwer verwundet in englische Gefangenschaft geraten und am 11. August im Ambulanzzuge zwischen Etaples und Calais infolge eines schweren Hüftschusses gestorben sei. In dem letztgenannten Ort hat er am 14. August 1917 seine letzte Ruhestätte gefunden.

Hugo Spill trat bei Beginn des Krieges als Freiwilliger ins Heer, kam nach kurzer Ausbildung an die Front, nahm hier an der Verteidigung und Befreiung Ostpreußens teil und fiel dabei im Herbst 1914. Einzelheiten über seine Kriegsbetätigung waren leider nicht zu erlangen.

Bruno Steppuhn, der bei Kriegsausbruch in der Obertertia saß, betätigte sich vom ersten Tage seit Kriegsausbruch ab auf dem Bahnhof als Helfer beim Roten Kreuz. Als ihm das bei seinem Latendrange nicht mehr genügte, verließ er am 8. 9. 14 die Schule und trat beim Inf.-Reg. 148 in Marienburg ein. Nach Beendigung seiner militärischen Ausbildung stand er draußen bei der 5. Komp. des Res.-Inf.-Reg. 225 wacker seinen Mann. Am 11. Juli 1916, gerade an seinem Geburtstag, wurde er schwer verwundet und ist seinen Verletzungen am Tage darauf erlegen. Kurz vor seinem Tode hat er noch das E. R. III erhalten. Seine letzte Ruhestätte hat er in Ossienkerke bei Middelkerke in Flandern gefunden.

Paul Gyzmanczik. Am 29. 9. 14 mit dem Zeugnis für II I abgegangen, als Kriegsfreiwilliger eingetreten und nach längerer Teilnahme an dem großen Ringen gefallen. Einzelheiten darüber waren leider nicht zu erlangen.

Kurt Wittker ist am 3. 4. 16 mit dem Zeugnis für Obersekunda von der Schule abgegangen und kurze Zeit als Supernumerar bei der hiesigen Stadtverwaltung tätig gewesen. Er wurde dann Anfang 1917 zum Inf.-Reg. Nr. 18 nach Osterode einberufen und zog von dort aus noch im gleichen Jahre nach Frankreich ins Feld. Am 23. Juli 1918 wurde er schwer verwundet und ist nach der Sterbeurkunde auf dem Hauptverbandsplatz „Husarenhof“ an der Römerstraße einem Kopfschuß in Verbindung mit einer schweren Gehirnerschütterung erlegen. Beerdigt ist er auf dem in der Nähe gelegenen Ehrenfriedhof in Proyart.

Der Geist der Schule im letzten Jahrzehnt vor der Macht- übernahme durch Adolf Hitler

Von Oberstudiendirektor Dr. Kurt Gerstenberg.

Bei seiner Einführung in das Amt des Leiters der Schule am 30. April 1924 hielt der neue Direktor Dr. Kurt Gerstenberg folgende Ansprache:

„In dem Augenblicke, in dem ich hier zum erstenmal das Wort ergreife, erinnere ich mich der Stunde des 11. April, in der ich zum letztenmal zu meinen Berliner Schülern sprach. Es war eine ernste Stunde. Ich nahm Abschied von einer Stätte, an der ich fast zwei Jahrzehnte gewirkt hatte, von einem Direktor, der mir ein weiser Führer war, von Kollegen, von denen viele mir treue Freunde sind, keiner mir grollt, von einer Schülerschar, die ich in die Erhabenheit deutscher Geschichte, Sprache und Dichtung einweihte. Und als ich in jener Stunde von meinem neuen Wirkungsfelde sprach, nannte ich das Dichterwort: „Denn wenn wir ostwärts ziehen, sind wir in Hoffnung stark.“ Ja, ich weiß, daß es hier im gefährdeten Grenzlande noch mehr als im inneren Reiche nötig ist, die Liebe zum Vaterlande, zu unserem Volkstum und Wesen in der Jugend zu einem lebendigen deutschen Glauben zu entwickeln; aber ich glaube auch, daß hier die Saat in guten Boden fällt; und darum übernehme ich freudig meine neue Aufgabe. Und noch eins. Ich bin Berliner; aber meine Heimat ist nicht das Häusermeer, sondern die schöne Umgebung der Reichshauptstadt von Wannsee bis Potsdam, über deren blaue Seen ich oft mit meinen Schülern im schlanken Ruderboot gefahren bin, und meine zweite Heimat habe ich in einem kleinen hinterpommerschen Dorfe an der Ostsee, Bauerhufen bei Köslin, in der ich in meiner Jugend fast immer die Sommerferien mit meinen Eltern und meinem Bruder verlebt habe. Wie wir uns dort gern den Fluten des Meeres anvertrauten und uns die Wellen über den Kopf gehen ließen, so fuhren wir voll Freude auf dem Bauernwagen, den ein prächtiger Schimmel zog, hinaus in die Felder und legten mit Hand an bei der Arbeit des Bauern, soweit wir es konnten. Diese Natur mit ihrem Leben hoffe ich hier wiederzufinden. Und darum freue ich mich, daß ich hier nicht wie in Berlin nur Stadt-, sondern auch Landjungen unterweisen kann. Daher danke ich den städtischen Behörden, daß sie mich zum Direktor der Schule wählten, und den staatlichen Behörden für die Bestätigung trotz Personalabbau und Beförderungssperre. Ich bin mir dessen wohl bewußt, daß ich an eine schwierige Aufgabe herantrete, und ich weiß, daß es mir nur gelingen wird, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, wenn mir alle Beteiligten mit Rat und Tat zur Seite stehen. Ich bitte die städtischen Behörden, mir das Wohlwollen zu bewahren, das Sie mir in den ersten entscheidenden Tagen entgegengebracht haben; ich hoffe, daß die staatlichen Behörden mit gütiger Nachsicht mein Wirken betrachten. Ich bitte, daß die Kollegen der Schwesternanstalten, des staatlichen Gymnasiums und des Lyzeums, mit mir zusammen arbeiten; trete ich Ihnen doch gleich dadurch näher, daß mein Sohn Karl das staatliche Gymnasium besucht, meine drei Töchter in das Oberlyzeum aufgenommen worden sind. Ich weiß, daß ein gut Stück Erfolg für meine Tätigkeit abhängt von dem Vertrauen der Eltern unserer Schüler, und es wird mein eifrigstes Bestreben sein, mir in dem Elternkreise das Vertrauen zu erwerben, daß mein Herr Vorgänger genossen hat. Vor allem aber

bin ich auf Sie angewiesen, meine sehr verehrten Herrn Kollegen, und auch auf Euch, liebe Schüler. Es ist mein herzlichster Wunsch, mit Ihnen, meine sehr verehrten Herrn Kollegen, zu einer engen Arbeitsgemeinschaft zusammenzuwachsen, und ich möchte, daß sich zwischen uns ein recht freundschaftliches Verhältnis herausbildet. Euch aber, liebe Schüler, möchte ich sagen, daß ich in Berlin mindestens während meiner letzten drei Amtsjahre ohne jede Strafe ausgekommen bin, und es würde mich freuen, wenn das hier ebenso würde. Wenn Ihr Euch willig der Gemeinschaft einordnet, der Ihr angehört, wenn Ihr treu Eure Pflicht erfüllt, dann will ich Euch gern ein freundlicher Führer und Lehrer sein. Und dieses Einordnen in die Gemeinschaft darf kein Kriechen sein, keine Vorteilshascherei, sondern muß offen und ehrlich sein. Rudolf Lange, mein Berliner Direktor von 1905—1917, ein Mann, dem ich unendlich viel verdanke, rief bei seiner letzten Rede an die Reifeprüflinge den scheidenden Schülern das Stürmische Wort zu: „Der eine fragt, was kommt danach? der andere fragt nur: Ist es recht? und also unterscheidet sich der Freie vom Knecht.“ Dieses Wort war ein Bekenntnis Rudolf Langes, dieses echten, aufrechten, geraden, gütigen deutschen Mannes und sein Erbe: am letzten Schultage vor Ostern 1917 lehnte er seine Abschiedsrede an dieses Wort an, und nach den Ferien erschien er nicht mehr in unserer Mitte, da weilte er nicht mehr unter den Lebenden. Und ich habe das gleiche Wort bei meinem Abschied von Berlin meinen letzten, dortigen Reifeprüflingen, die ich im Deutschen und in der Geschichte unterrichtet hatte, ins Leben mitgegeben. Sei es auch hier in unserer Einstellung zueinander das Leitwort. — Ich komme von einem humanistischen Gymnasium und übernehme die Leitung einer Realanstalt in einem Augenblick, in dem durch die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens alle unsere höheren Schulen in einen neuen Abschnitt ihrer Geschichte eintreten. Von dieser Neuordnung wird das Realgymnasium am meisten betroffen; es verliert seine Zwitterstellung zwischen dem Gymnasium und der Oberrealschule, indem es neben das altsprachliche und das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium als das neuprache liche Gymnasium tritt. Das hat zwar Opfer gekostet; aber ohne Opfer ist nichts zu erreichen. Wir bedauern, daß das Lateinische in eine Randstellung gedrängt worden ist; aber wir freuen uns, daß wir wenigstens noch Latein lernen; wir beklagen, daß die Naturwissenschaften verloren haben; aber sie haben dafür eine beherrschende Stellung an der Oberrealschule gewonnen. Vielleicht können wir die wahlfreien Stunden dazu verwenden, den Schülern Gelegenheit zu geben, die den Wunsch haben, gerade hier ihre Kenntnisse zu vertiefen. Entscheidend aber ist, daß in allen höheren Schulen die kulturkundlichen Fächer Deutsch, Geschichte, Erdkunde bei weitem mehr als früher in den Mittelpunkt getreten sind. Alle die anderen Fächer sind in erster Linie dazu bestimmt, die Kenntnisse des Deutschen zu ergänzen und zu vertiefen. Diese Fächer sind das Band, das alle unsere Schulen von der Volksschule bis zur Hochschule vereint, das in der Vielheit die Einheit darstellt, damit aus allen unseren Schulen Männer und Frauen hervorgehen, denen deutscher Charakter eigen ist, die im deutschen Wesen wurzeln, denen Liebe zum deutschen Vaterland zur zweiten Natur geworden ist, die ein Verständnis für das gewonnen haben, worauf unser Wesen ruht und in welchen Bahnen es sich entwickelt. Ich bin immer ein großer Freund der deutschen Oberschule gewesen. Als zu Ostern 1923 am Friedrichs-Werderschen Gymnasium in Berlin damit begonnen wurde, die Michaelisklassen in einen zweiten Zug Osterklassen umzuwandeln, setzte ich im Lehrerausschusse den Beschluß durch, diesen zweiten Zug zur deutschen Oberschule zu gestalten, während der erste Zug Gymnasium bleiben sollte; der Beschluß wurde leider in der Gesamtkonferenz zu Fall gebracht. Wenn ich nun die verschiedenen Unterrichtspläne vergleiche, so habe ich den bestimmten Eindruck, daß das Reformrealgymnasium der deutschen Oberschule am nächsten kommt. Aber die Realschule möchte ich zunächst nichts sagen; denn 1. stehen die Reformpläne für die Schulen, die zur mittleren Reife führen, noch aus, 2. ist noch unentschieden, ob unsere Realschule zur Oberrealschule ausgebaut wird, 3. steht mir dieser Schultypus noch am fernsten. So wird es großer Anstrengung bedürfen, um die neuen Wege zu gehen; aber ich denke, wir sind Preußen, und der Preuße hat dank der Erziehung, die ihm durch seine Geschichte geworden ist, nie zurückgeschreckt, wenn sich ihm große Aufgaben stellten, und nie Arbeit und Mühe gescheut, um zum Ziele zu kommen. In seiner Festansprache in Königsberg hat der Minister Friedrich den Großen und Kant als die Verkörperer echten Preußentums bezeichnet. Friedrich der Große, ihr kennt ihn alle, ihr wißt, wie hart die Jugend war, die ihn früh zum Mann heranreifen ließ, ihr wißt, wie er den Ausspruch getan hat: „Mein einziger Gott ist meine Pflicht“, wie er die Neigung der Pflicht untergeordnet hat, wie er im zähen Ringen mit Europa sich behauptet hat, er, der erste Diener seines Staates; ihr wißt aber auch, wie er neben die Autorität die geistige Freiheit gesetzt hat: „In meinem Staat kann jeder nach

seiner Façon selig werden.“ Und so hat Schiller bei der Zeichnung seines Idealstaates im Don Karlos an den Staat Friedrichs des Großen gedacht. Von Kant, dem Weisen von Königsberg, dem Verkünder des kategorischen Imperatives, wißt ihr weniger; aber ihr kennt seinen größten Schüler Friedrich Schiller, der das „du mußt“ an sich durchführte und das Wort nicht nur sprach, sondern im tapferen Ringen mit seinem Körper uns vorlebte. „Den Menschen macht sein Wille groß und klein“. Schiller war kein Preuße; aber wir wissen, daß er gerade wie Arndt und Körner, Fichte und Schleiermacher den Weg nach Preußen gefunden hätte, wenn ihn der Tod nicht so früh hinweggenommen hätte. Wie schön schildert uns unser herrlicher Treitschke in seiner deutschen Geschichte, wie sie alle nach Preußen kamen, weil sie von Preußens Erhebung die Wiederherstellung Deutschlands erwarteten. Jahrzehnte lang blieb ihr Sehnen unerfüllt; dann kam Bismarck und schuf das Reich und gab ihnen die schwarz-weiß-rote Flagge, die Verbindung der alten Ordensfarben mit denen der Hanse, gerade bezeichnend für diese Stadt, die Ordensstadt und Hansestadt ist und noch heute die weiß-roten Farben der Hanse verbunden mit dem deutschen Ordenskreuz in ihrem Wappen führt. Nun ist Preußen-Deutschland schwer bedroht. Um so freudiger bekennen wir uns zu ihm. Und so soll meine erste Amtshandlung als Leiter dieser Schule sein, daß ich euch auffordere, mit mir unser Deutschlandlied zu singen.“

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“. Das sollte ein Programm sein und war ein Programm, wie u. a. die schauspielerischen Vorführungen zeigen, mit denen die Schule fast in jedem Jahre vor die Elternschaft trat. Als Tag dafür wurde entweder der 24. Januar gewählt, der Geburtstag Friedrichs des Großen, oder der 10. November, der Geburtstag Friedrichs von Schiller. Die Einstudierung lag immer in den Händen des Studienrates Ernst Krüger und des Oberschullehrers Paul Dühring. Im Werkraume der Schule stellten Schüler unter Leitung des Studienrates Hellmuth Siebert und des Studienassessors Friedrich Neuter die Kulissen her. Für die musikalische Umrahmung sorgte Studienrat Rudolf Strauch. Gewählt wurden Stücke von Schiller, die der Jugend liegen, wie „Die Räuber“, in denen der himmelsstürmende Sinn des jungen Dichters zum Ausdruck kommt, oder „Wallensteins Lager“ mit dem jedem tapferen deutschen Jungen im Blute liegenden Schlussverse: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein“. Oder wir führten die Schüler in die deutsche Märchenwelt und spielten „Das tapfere Schneiderlein“. Oder sie vertieften sich in die Dichtung des Nürnberger Schusters Hans Sachs und gaben mit jugendlichem Übermute „Till Eulenspiegel und die drei Blinden“. Aus dem Schauspieler von Walter Flex „Die Bauernführer“ lernten sie die weltanschaulichen und sozialen Kämpfe der Lutherzeit kennen. „Der Choral von Leuthen“ machte unsere Jungen mit einem entscheidenden Tage aus dem Leben Friedrichs des Großen vertraut. Bei dieser Festveranstaltung am 24. Januar 1928 hielt der Direktor folgende Ansprache:

„Liebe Eltern unserer Schüler! Verehrte Gäste!

Wir hatten uns vorgenommen, unsere Festveranstaltungen in jedem Jahre von nun an auf den Geburtstag Schillers zu legen. Das war in diesem Jahre nicht möglich, weil wir in der Zeit auf Anordnung des Provinzialschulkollegiums eine Arbeitsgemeinschaft ostpreussischer Lehrer an höheren Schulen in unseren Räumen abzuhalten hatten. Damals ist das Gymnasium freundlichst für uns in die Bresche gesprungen und hat im Stadttheater ein Trauerspiel von Sophokles aufgeführt. Wir haben aber für unsere

Feier den Geburtstag eines anderen Großen unserer Geschichte gewählt, den Geburtstag Friedrichs des Großen. Ist Schiller der stärkste Vertreter des deutschen Idealismus, so ist Friedrich der Geniale der genialste Vertreter des Preußentums. Was ist das Wesen dieses Preußentums? Friedrichs des Großen Königtum wird als aufgeklärter Despotismus bezeichnet. Aber Preußentum ist nicht an eine bestimmte Staatsform gebunden; hier ist der Preußenkönig wie jeder andere Mensch ein Kind seiner Zeit. Es kommt auf die Kräfte an, die sich in ihm verkörpern und die dauernden Wert haben. Preußentum ist selbstlose Hingabe an das Ganze, ist unbedingtes Pflichtgefühl. Preußentum lehrt uns der Philosoph von Königsberg Immanuel Kant in seinem kategorischen Imperativ. Jeder vom Obersten bis zum Untersten ist Diener des Staates. Bei persönlicher Freiheit und eigener Verantwortung kann jeder nach seiner Façon selig werden. Preußentum ist unbedingte Gerechtigkeit und Ausschaltung aller Willkür. Preußischer Grundsatz ist: Jedem das Seine. Ein preussischer König ist kein Belfazar. Die Geschichte hat dem preussischen Könige Friedrich II. den Beinamen des Großen gegeben, dem Manne, der durch seinen Sieg über die Franzosen bei Rossbach den Deutschen wieder ein Gefühl von ihrem Werte gab und aller Blicke auf sich lenkte. Dabei ist die Frage, ob Friedrich uns größer erscheint nach seinem glänzenden Siege über die doppelt so starken Oesterreicher bei Leuthen oder nach der schweren Niederlage gegenüber den vereinigten Österreichern und Russen bei Kunersdorf, wo er nach kurzer Bedrückung nicht am Staate verzweifelte, sondern wie Nis Randers hinausfuhr auf das stürmende Meer, um das schon den Wellen preisgegebene Staatsschiff zu retten. Uns aber hier in Westpreußen steht das Bild Friedrichs des Großen besonders nahe. Hier richten sich unsere Blicke besonders auf Dich, du großer Held, der du das Kernland des deutschen Ordens preussisch und damit wieder deutsch machtest. Möge der Tag nicht zu fern sein, in dem das Land unserer germanischen Vorfahren, das deutsche Land, das du zur blühenden Dase machtest, wieder heimkehrt zu unserer gemeinsamen Mutter Deutschland! Und so wende ich mich an Sie, verehrte Eltern unserer Schüler, mit der Frage: Tun wir nicht recht daran, wenn wir unsere Jungen wieder und wieder hinweisen auf jene großen Männer, auf Schiller, der bei siechem Körper keine Zeit hatte, müde zu sein, der wirkte, solange es Tag war, auf Friedrich den Großen, von dem Heinrich von Treitschke sagt, daß der Tag seines Todes der erste Rasttag seines Lebens war, auf den Mann, der in ganzer Selbstverleugnung nur seiner heiligen Pflicht lebte, zu dem nicht nur sein Preußen, sondern die ganze Welt mit gewaltigem Staunen und mit wahrer Bewunderung und mit ernster Ehrfurcht empor sah, so daß jenes schwäbische Bäuerlein bei der Nachricht von seinem Tode die bange Frage stellte: Wer wird nun die Welt regieren? Lassen sie uns unsere Schüler in unserem femininen Zeitalter immer wieder zu den großen Männern unserer preussisch-deutschen Geschichte hinführen, die ihr ganzes Leben hindurch furchtlos und treu nur nach dem Worte handelten:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Die Bedeutung des Ostseeraumes für den deutschen und germanischen nordischen Menschen erstand den Schülern bei der Veranstaltung des 10. November 1932, die dem Schwedenkönige Gustav Adolf gewidmet war, den Friedrich der Große den „Schützer der germanischen Freiheit“ genannt hat. „Gustav Adolf, dem Befreier und Vorkämpfer des Germanentums zum Gedächtnis“, so überschrieb der Direktor seine Ansprache vor Eltern und Freunden der Schule:

Deutschlands stolze Flotte liegt auf dem Grunde des Meeres. Als Wahrer deutscher Ehre hat sie der Admiral Reuter bei Scapa Flow versenkt. In fernen und nahen Gewässern hatte sich deutscher Seemannsgeist und Opfermut, deutsche Treue und Hingabe bewährt. Unserer gefallenen blauen Jungen gedenken wir in stolzer Trauer. Und auch hier klingt uns ans Ohr die Frage: Wofür? Sie ist nicht so leicht zu beantworten. Unsere an den Grenzen aufmarschierten Truppen deckten mit ihren Leibern deutsche Heimat Erde, schützten den vaterländischen Boden vor Verwüstung und Raub. Aber die da weit draußen kämpften und starben für eine Politik, die noch Bismarck verworfen hatte,

der wollte, daß Deutschland eine europäische Großmacht sei und bleibe. Bismarck hatte ein Reich geschaffen, das in seinen Grundlagen sich auf das alte deutsche Königtum aufbaute. Versielen wir etwa mit den Weltmachtsgedanken Wilhelms II. in die Überlieferungen des mittelalterlichen Kaisertums? Heinrich der Löwe und Friedrich Barbarossa werden noch einmal vor uns lebendig, dieser, der seine Lebensarbeit den Ideen des universalen Kaisertums widmete, jener, der das Deutschtum nach Osten vorschob und alten germanischen Boden zurückgewann. War die Ostfrage etwa gelöst, und lag sie uns nicht näher als das Streben in ferne Weltteile? Sehen wir jetzt ab von den weit zurückliegenden Zeiten, in denen germanische Reiche hier bestanden, so müssen wir doch daran erinnern, daß von den Tagen an, in denen Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär das Deutschtum über die Elbe trugen, in denen der deutsche Orden hier sein großes Werk der Germanisierung tat, unser Ostland heilsumstrittenes Gebiet ist. Dem Kampfe für das Germanentum gegen das Slaventum galt Heinrich von Plauen's Wirken und Streiten nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg, als der Pole sich an die untere Weichsel und den preussischen Ostseestrand vorschieben wollte. Und stehen wir heute hier nicht vor den gleichen Aufgaben wie einst Heinrich von Plauen? In diesem Kampfe um die Zukunft des Germanentums an der Ostsee steht Gustav Adolf mitten inne. Und so wollen wir heute, am Geburtstage Martin Luthers und Friedrich Schillers, an unserem Namenstage, auch des großen Schwedenkönigs gedenken, der vor dreihundert Jahren auf dem Felde von Lützen den Heldentod gestorben ist. Gewiß ist es richtig, daß Gustav Adolfs Recht auf den schwedischen Königsthron in dem Augenblicke erloschen wäre, in dem er sein Luthertum aufgegeben hätte; denn der erbberichtigte König war ein anderer. Den hatte die polnische Krone gelockt, und er war ihretwegen katholisch geworden. Es ist ein Zeichen dafür, wie fest Luthers deutscher Glaube in Schweden Wurzel gefaßt hatte, daß das schwedische Volk nur einen Bekenner Lutherscher Lehre an seiner Spitze dulden wollte. Gewiß war es Gustav Adolfs verdammte Pflicht und Schuldigkeit, als Schwedens König das schwedische Wohl im Auge zu haben. Für uns Deutsche ist die Frage nur, ob die schwedischen und deutschen Wünsche entgegengesetzt waren oder ob sie sich deckten, ob er nicht das Germanentum überhaupt gegen eine fremde Welt verteidigte. Und darauf gibt uns gleich die erste Landung Gustav Adolfs auf deutschem Boden, die Landung in Pillau im Jahre 1626, eine klare Antwort. In vier Heeressäulen rückte damals die spanisch-jesuitische Macht der Habsburger in der Richtung auf unsere deutschen Meere vor; ihren Ostflügel bildeten die Polen, denen Gustav Adolf den Zugang zur Ostsee versperren mußte. So wurde er zugleich ein scharfer Gegner der Habsburger, und als er von Pillau am Frischen Haff entlang vorgerückt war und Elbing zu seinem Hauptquartier gemacht hatte, da war er dazu bereit, in das Herz des Antigermanentums vorzustößen und über Schlesien nach Wien zu gehen, wenn die anderen seinem weiten Gedankenfluge hätten folgen können und wollen. So hielt er als einziger hier an der Weichsel die germanische Front, während an den anderen drei Stellen die spanisch-habsburgisch-ligistische Macht siegreich bis an die Meere vordrang. Es schien der Augenblick gekommen zu sein, in dem Deutschland das Opfer des spanischen Jesuitismus wurde und unser germanisches Meer dem mächtigen Sieger offen stand. In diesem Augenblick höchster deutsch-germanischer Gefahr entschloß sich Gustav Adolf, der unsere deutsche Ostseeküste von Pillau bis Elbing und Marienburg fest in seinen Händen hatte, zur Landung in Pommern und wurde dadurch der Retter germanischer Freiheit. Nachdem er zunächst sehr vorsichtig vorgerückt war, bis er bei Breitenfeld in der Nähe von Leipzig seinen ersten großen Sieg auf deutschem Reichsboden errang, ging es in einem heldenhaften Vorwärtstreben über Mainz und Nürnberg nach München. Die Straße nach Wien war frei. Da zwang ihn Wallenstein zur Auseinandersetzung, und auf dem Schlachtfelde von Lützen traf ihn die feindliche Kugel. Selten war ein Schuß von so folgenreicher Bedeutung wie der, der diesen germanischen Helden tötete. Mit Recht sagt unser Schiller von Gustav Adolf: „Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Mut, der sein großes Herz befeelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren notwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trozig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glückes noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Krieges ertrug er gleich dem Geringsten

aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es Licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzu oft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endete der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Mutige zum Sieg, und seinem alles beleuchtenden Adlerblick entging keine Heldentat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm dieses Mannes entzündete unter den Seinen ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf diesen Führer gab der Bauer freudig seine Armut hin, versprigte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes dem Volke gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.“ Wenn es auch müßig ist, sich auszumalen, welchen Gang unsere Geschichte genommen hätte, wenn Gustav Adolf sein Lebenswerk hätte vollenden können, wenn es auch wehmütig stimmen mag, sich klar zu machen, wieviel wir durch den Schuß auf dem Schlachtfelde von Lützen verloren haben, so reizt es doch, einen solchen Ausblick zu tun. Gustav Adolf war der Sohn des Schwedenkönigs Karl IX. aus dem Hause der Wasas und der deutschen Prinzessin Christine von Holstein-Gottorp; in seinen Adern floss also ebenso schwedisches wie deutsches Blut. Seine Frau wurde die Schwester des Markgrafen von Brandenburg Georg Wilhelm von Hohenzollern. Er beherrschte das Deutsche ebenso gut wie das Schwedische. Er gehört also den Schweden ebenso wie uns Deutschen. Es hat keine Zeit in der Geschichte gegeben, in der deutsches Geistesleben einen so bestimmenden Einfluß hatte in Schweden wie die Zeit Gustav Adolfs. Zahlreiche Schweden studierten auf der Luther-Universität Wittenberg. Dieser Mann war also den Deutschen kein Fremder; im Gegenteil, er wurzelte tief im deutschen Wesen. Die Ostsee hatte er zum germanischen Meere gemacht; er wäre auch Deutschland ein herrlicher Führer geworden. Jede Engherzigkeit und Unduldsamkeit lag ihm fern; als er der Herr von München war, hat er keine katholische Kirche geschlossen. Zu seinem Erben aber hatte er seinen Neffen, den späteren großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, ausersehen. All das vernichtete die Lützener Kugel. So gehört Gustav Adolf nicht nur den Schweden, sondern ebenso uns Deutschen und dem großen Germanentum. Mit Stolz rechnen wir ihn zu den bedeutendsten Männern auch unserer Geschichte. Und so hat es die Heinrich von Plauen-Schule für ihre Ehrenpflicht gehalten, seiner in dieser Feierstunde in dem Monate zu gedenken, in dem er vor dreihundert Jahren den Heldentod starb.“

Gewiß haben die Vorbereitungen zu allen diesen Aufführungen große Anforderungen an Lehrer und Schüler, die beteiligt waren, gestellt; denn es sollte und mußte eine Leistung herauskommen, die sich sehen lassen konnte; „die Erde und das Himmelreich erwerben keine Halben.“ Auch ist ab und zu eine Unterrichtsstunde geopfert worden, und die französischen Vokabeln und mathematischen Aufgaben haben auch manchmal zurückstehen müssen, zumal der Junge in dieser Zeit nicht nur während der Proben in seiner Rolle lebte. Aber die kleinen Opfer waren des großen Gewinnes wert. Hier arbeiteten Lehrer und Schüler wirklich kameradschaftlich miteinander; hier entstand Freude an der Schule; hier war wahres Erleben, das nachwirkte und als schöne Erinnerung an die Schulzeit in allen Mitwirkenden bleiben wird. Und wieviel haben die Jungen dabei gelernt und charakterlich und gefinnungsmäßig gewonnen! Die Stoffe, mit denen sie hier vertraut wurden, waren der deutschen Märchenwelt oder der deutschen Geschichte entnommen; es wurde bei der Auswahl stets darauf geachtet, daß sie wertvoll waren und so erziehlische Bedeutung hatten, nicht in aufdringlicher, aber gerade darum umso wirkungsvollerer Weise. Hier wurde nicht nur gelehrt, sondern auch gestaltet. Es sprach nicht nur das Wort, sondern auch und vornehmlich die unmittelbare Anschauung. Natürlich

mußte immer darauf geachtet werden und ist immer darauf geachtet worden, daß der Junge nicht vor eine Aufgabe gestellt wurde, der er nicht gewachsen sein konnte, und daß nicht Vorstellungen in ihm entstanden, die unberechtigt waren. Zwar waren der Karl Moor des Horst Schoen und der Franz Moor des Paul Folger ausgezeichnete Leistungen; zwar spielte Gerhard Zeep gewandt den Till Eulenspiegel und Hans Winkel mit Geschick die betrogene Bäuerin; aber keiner von ihnen kam auf den Gedanken, er sei der geborene Schauspieler und darum sei der Schauspielerberuf sein Lebensziel. Jeder freute sich seiner Aufgabe, kehrte aber zu seiner pflichtmäßigen Arbeit zurück, sobald der Vorhang sich zum letztenmal geschlossen hatte.

Die Verfassungsfeiern mußten gehalten werden; aber niemand von uns ist je mit dem Herzen dabei gewesen. Nur einmal hat ein Lehrer der Heinrich von Plauen-Schule vor den Schülern ein Hoch auf die Republik ausgebracht. Den Ansprachen wurden Aufgaben zugrunde gelegt, die vaterländische Fragen behandelten. So sprach der Direktor am 11. August 1924 über Artikel 163 der Weimarer Verfassung: „Jeder Deutsche hat, unbeschadet seiner persönlichen Freiheit, die sittliche Pflicht, seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamtheit erfordert.“ Da im gleichen Jahre 90 Jahre seit der Geburt von Heinrich von Treitschkes vergangen waren, so diente die Schilderung seines Lebens und Wirkens zur Erörterung des genannten Artikels der Weimarer Verfassung. So hat auch kein Bild aus der Schule entfernt zu werden brauchen, als der Herrschaft der Weimarer Herren ein Ende gemacht wurde.

Zu Anfang des zehnten Jahrzehnts im Leben unserer Schule fanden noch an jedem Montag und Sonnabend vor der ersten Stunde christliche Andachten statt. An ihnen nahmen zwar nur die evangelischen Schüler teil, und nur solche Herren hielten sie ab, die evangelischen Religionsunterricht gaben. Aber sie haben selten konfessionellen Anstrich getragen. Meist wurde zu Anfang und zum Schluß ein Vers aus dem Gesangbuche gesungen und dazwischen ein Gedicht oder ein Stück Prosa eines deutschen Dichters oder Schriftstellers verlesen, das deutsches Fühlen und Denken in künstlerischer Form zum Ausdruck brachte. Da die Andacht am Morgen des Sonnabend keinen rechten Sinn hatte, wurde sie hinter die letzte Wochenstunde verlegt. Das bewährte sich aber nicht, und so wurde die Andacht am Sonnabend überhaupt abgeschafft, und es blieb nur noch die Andacht am Morgen des Montag bestehen. Seit dem Januar des Jahres 1930 wurde in jedem Monat einmal die religiöse Andacht durch eine vaterländische Andacht ersetzt. Es stellte sich nämlich heraus, daß der Kreis vaterländischer Lieder, über den die Jugend verfügte, immer kleiner wurde. Dem sollte und mußte abgeholfen werden. Es wurde ein Liederbüchlein zusammengestellt und gedruckt, das einen kleinen Schatz von Liedern enthielt, die in jedem Jahre einmal bei einer vaterländischen Andacht

gesungen werden sollten, nachdem sie vorher vom Deutschlehrer textlich und vom Musiklehrer gesanglich wiederholt worden waren. Für die vaterländischen Andachten aber wurde folgende Ordnung aufgestellt: Geburtstag Friedrichs des Großen (24. Januar) Westpreußenlied; Jorck spricht zu den ostpreussischen Stränden (5. Februar) „Ich bin ein Preusse“; Eichendorffs Geburtstag (10. März) „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“; Geburtstag von Bismarck (1. April) oder von Hoffmann von Fallersleben, dem Dichter des Deutschlandliedes (2. April) „Frei und unerschütterlich wachsen unsre Eichen“; Frühlingstag (1. Mai) „Der Mai ist gekommen“; Schlußtag vor den Sommerferien: „Nun ade du mein lieb Heimatland“; Tag von Tannenberg (28. August) „O Deutschland hoch in Ehren“; Geburtstag von Heinrich von Treitschke (15. September) „Ich hab mich ergeben“; Tag von Leipzig (18. Oktober) „Turner auf zum Streite“; Geburtstag von Friedrich von Schiller (10. November) „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“; Geburts- und Todestag von Max von Schenkendorf (11. Dezember) „Freiheit, die ich meine“. Die Montagsandacht nach dem zweiten Sonntag im Mai wurde regelmäßig der deutschen Mutter gewidmet, die Montagsandacht nach dem Sonntag Reminiscere dem Andenken der Gefallenen des Weltkrieges. Eine besondere Bedeutung wurde den Centralfestungen der Reifeprüflinge beigelegt. Dabei wurde von dem Gedanken ausgegangen, daß unter den engeren Schulfeiern diejenigen besonderes herauszuheben seien, bei denen die Schüler verabschiedet werden, die das Ziel der Schule erreicht haben. An diesen Feiern nahm nicht nur die Schulgemeinde teil, sondern wir luden dazu die Eltern der Reifeprüflinge ein, und sie sind stets in großer Anzahl dem Rufe gefolgt.

Durch die Schulreform von 1924 wurden die bisherigen Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen zu altsprachlichen, neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasien. Unsere Schule, die bisher Reformrealgymnasium mit Realschule gewesen war, gestaltete sich damit zu einem neusprachlichen Gymnasium um, dem ein mit der Versetzung nach Ober-Sekunda endender Zweig des mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasiums angegliedert war. Das war das äußere Gewand. Eine viel bemerkenswertere Umgestaltung führte der wachsende Verfall und die steigende Not wirtschaftlicher Art herbei, die sich in einer so ausgesprochenen Industriestadt wie Elbing besonders zeigte. Der Zugang zur höheren Schule ließ nach; aber weg blieben nicht diejenigen Schüler, für welche die höhere Schule nicht die geeignete Ausbildungsstätte war, sondern solche, welche das immer höher werdende Schulgeld nicht bezahlen konnten. Hier nahm also das Leben eine Auslese vor, die ungesund war. Auf der andern Seite wuchs die Schule; denn das Berechtigungswesen dehnte sich ins Uferlose aus, und viele Schüler, die gern mit der mittleren Reife abgegangen wären, verblieben auf der höheren Schule, die nicht hingehörten. Deshalb wurden die Klassen des Reformrealgymnasiums, das zur

Reifeprüfung führte, so stark, daß sie geteilt werden mußten, während die Realschule verkümmerte. Um zu sparen, wurden die Realschüler mit der Unter-Sekunda B des Reformrealgymnasiums gemeinsam unterrichtet, soweit es ging, bis dann zu Ostern 1932 der zweite Zug der Ober-Sekunda, zu Ostern 1933 der zweite Zug der Unter-Prima und zu Ostern 1934 der zweite Zug der Ober-Prima des Reformrealgymnasiums zur Oberrealschule umgewandelt wurde.

Am 5. März 1935 hat die Ober-Prima der Oberrealschule die Anerkennungsprüfung gemacht, und unter dem 18. Juli 1935 erfolgte die Anerkennung durch Herrn Reichsminister Rust. Die Anstalt wurde damit „Reformrealgymnasium und Oberrealschule mit gemeinsamem Unterbau“. Die Einrichtung hat sich gut bewährt; gerade die Oberrealschule hat erfreuliche Ergebnisse erzielt. Wenn in dem bekannten Rassenbuch von Bauer-Fischer-Lenz gesagt wird, daß dem nordischen Menschen die naturwissenschaftlichen und technischen Fragen mehr liegen als die Fremdsprachen, so bestätigt unsere Erfahrung diese Behauptung durchaus. In beiden Klassen unterrichten die gleichen Lehrer, die Ergebnisse in den gemeinsamen Fächern sind die gleichen; aber das Gesamtergebnis ist in der Oberrealschule günstiger als im Reformrealgymnasium.

Wandertag in den letzten Monaten des Winter-Halbjahres 1927-1928. Ich bin mit meiner Unter-Prima A des Reformrealgymnasiums unterwegs, und wir unterhalten uns über so manche Frage, die uns in den Sinn kommt. Da sagt Hans Winkel: „Aus unserer Klasse wollen einige evangelische Theologie studieren. Was sollen die machen; die haben doch nicht griechisch gelernt.“ Ich kann ihm im Augenblick nichts anderes erwidern wie: sie müßten sehen, wie sie sich helfen. Ich behielt aber die Sache im Auge und kam auf den Gedanken, wahlfreien griechischen Unterricht einzurichten. Auf der Oberstufe 3 Jahre hindurch 2 Stunden wöchentlich, das mußte genügen. Natürlich konnte es sich nur um ein rein privates Unternehmen handeln; die Stunden mußten als freiwillige Zusatzstunden gegeben werden. Dazu war ich bereit, und so begann zu Ostern 1928 der wahlfreie Unterricht im Griechischen an unserer Heinrich von Plauen-Schule. Als wir auf unserem letzten Wandertage vor der Reifeprüfung dieser Klasse, dem 12. Dezember 1928, eine unvergeßliche Gemeinschaftsstunde in dem gastfreien Hause der Eltern unseres Alfred Gzelinsky auf dem Mustergute Ruppen verleben, freuen wir uns des glücklichen Werkes. Das Ziel, das er sich steckte, den Schülern so viele griechische Kenntnisse mitzugeben, daß sie auf der Universität das Graecum machen konnten, ist erreicht worden, wie eine Reihe praktischer Fälle beweisen. Aber eingebürgert hat sich der griechische Unterricht bei uns nicht. Die Zahl der Schüler, die daran teilnahmen, ist von Jahr zu Jahr geringer geworden. Unsere Schüler bevorzugten den wahlfreien spanischen Unterricht, der von 1930—1934 bei uns erteilt worden

ist und im Unterschiede zum Griechischen einen Teil der amtlich eingerichteten Arbeitsgemeinschaften bildete.

Auf Vorschlag unseres Dezernenten des Oberschulrats Professor Dr. Reicke wurde unsere Schule durch Ministerialerlaß vom 18. Februar 1929 als einzige höhere Schule Ost- und Westpreußens außerhalb von Königsberg zur „besonders bedeutungsvollen Schule“ erklärt.

Heinrich von Plauen-Schule

Im Jahre 1931 sollte der 700. Gedenktag der Begründung des deutschen Ordensstaates im Preußenlande gefeiert werden. Wir Deutsche, die wir in Ost- und Westpreußen leben, rechneten damit, daß der Tag von allen Deutschen so festlich begangen werden würde wie im Jahre 1925 die Tausendjahrfeier des deutschen Rheinlandes. Die preußische Regierung aber dachte anders und ließ nur Feiern in Ost- und Westpreußen zu. Diese Haltung der volksfremden Machthaber fand hier nicht nur kein Verständnis, sondern erregte gewaltigen Verdruß. Das bestimmte uns, unsere Schule nach dem Manne, der einst in ernstesten Stunden an der Weichsel treue deutsche Wacht gehalten hatte, zu benennen. So erhielt unsere Schule den Namen „Heinrich von Plauen-Schule“. Die Weihefeier vor den Schülern fand am 9. November 1931 statt; war doch Heinrich von Plauen an einem 9. November zum Hochmeister des Deutschen Ordens gewählt worden. Eltern und geladene Gäste erschienen zur Weihefeier am 10. und 11. November. Das Jahr 1931 aber brachte der Schule nicht nur ihren Namen, sondern auch die Umwandlung der B-Klassen des Reformrealgymnasiums in eine Oberrealschule. Beider Ereignisse gedachte der Direktor in seiner Weiherede, die folgendermaßen lautete:

„Schon seit Jahren haben wir uns die Aufgabe gestellt, unsere größte Winterveranstaltung auf den 10. November zu legen, den Geburtstag Schillers, des beredtesten Verkünders des deutschen Idealismus, des Mannes, von dem das bedeutende Wort stammt: „Den Menschen macht sein Wille groß und klein“, und der „Wallensteins Lager“ mit den Worten schließt: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Ihm waren das nicht nur Worte, sondern Richtschnur seines Lebens. Ihn erfüllte Kants kategorischer Imperativ ganz und gar, und Fichtes Behauptung „Der Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt, ich kann nicht, so will er nicht“ hat er durch sein Leben vorweggenommen. Gerade in unserer Zeit der schwersten Not können wir unseren Schülern diese Worte nicht oft genug sagen. Seid bereit, euer Leben für Volk und Vaterland einzusetzen, habt den Willen euch zu behaupten und laßt euch nicht unterkriegen! Wir versammeln deshalb auch am Morgen jedes 10. November unsere ganze Schulgemeinde hier in unserem Festsaale, und jedesmal wird Schillers trugiges Reiterlied gesungen. Mehrfach haben uns äußere Umstände gezwungen, für unsere Winterveranstaltung einen andern bedeutenden Tag unserer Geschichte zu wählen. Meist war es dann der Geburtstag Friedrichs des Großen, des Befreiers von Westpreußen. Auch an diesem Tage tritt am Morgen die ganze Schulgemeinde im Festsaale zusammen und singt das Westpreußenlied. Daß wir uns in diesem Jahre hier an Schillers Geburtstag versammeln können, hängt mit den preußischen Sparmaßnahmen zusammen. Mehrere Jahre hatten wir im Auftrage des Provinzialschulkollegiums im

November eine Arbeitsgemeinschaft zur Durchführung der Schulreform zu leiten, zu der Kollegen aus allen Teilen unserer Provinz, aus dem Freistaat Danzig und aus dem Memellande hierher nach Elbing kamen. Diese Arbeitsgemeinschaften scheinen gestrichen zu sein, und damit hatten wir den 10. November für unsere heutige Veranstaltung frei, was uns schon deshalb angenehm ist, weil die Schule an einem Wendepunkte ihrer Geschichte steht. Am 8. Januar dieses Jahres hat die Gesamtkonferenz einem ihr von mir vorgelegten Plane einstimmig zugestimmt, durch den unsere Realschule zur Oberrealschule ausgebaut werden soll. Die städtischen Körperschaften haben dem Plane ebenso einmütig zugestimmt, und unter dem 23. April 1931 hat der Herr Preussische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung genehmigt, daß mit Wirkung vom 1. April 1932 die B-Klassen der Oberstufe des Reformrealgymnasiums allmählich in Oberrealschulklassen umgewandelt werden, so daß zu Ostern 1935 zum erstenmal eine Ober-Prima des Reformrealgymnasiums und eine Ober-Prima der Oberrealschule in die Reifeprüfung gehen werden. Worin liegt die Bereicherung, die unsere Schule dadurch erfährt? Das Reformrealgymnasium, das durch die Schulreform von 1924 zum neu-sprachlichen Gymnasium geworden ist, ist eine sprachlich gerichtete Schule; die Oberrealschule, das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium, legt den Hauptton auf die exakten Wissenschaften. Jeder Schüler kann seiner Begabung entsprechend in die eine oder andere Schulgattung eintreten. Wann muß die Entscheidung gefällt werden? Es hat nicht erst der Forschungen der modernen Jugendpsychologie bedurft, um festzustellen, daß über die Sonderbegabung des Sextaners sich noch nichts sagen läßt. Selbst wenn eine solche da zu sein scheint, tritt sie oft genug später zurück. Eine Klärung tritt erst in der Reifezeit ein, also frühestens beim Tertianer. Deshalb war es ein glücklicher Griff der letzten Schulreform, daß sie den gemeinschaftlichen Unterbau für das sprachlich-geschichtliche Reformrealgymnasium und die mathematisch-naturwissenschaftliche Oberrealschule bis zur Versetzung nach Untersekunda ausdehnte. Indem die Schulreform von 1901 die Gleichberechtigung der höheren Schulen festsetzte und sich zu dem Satz bekannte: „Jeder soll seiner Begabung entsprechend selig werden“, schuf sie die Voraussetzung für die Einschulung der Kinder nicht nach Berechtigungen, sondern nach Begabungen. Wir glauben also, daß alle Eltern, die nicht aus irgendwelchen äußeren Gründen den Bildungsgang ihres Sohnes schon von Sexta an festlegen und ihn dadurch vorzeitig in eine Bahn zwingen wollen, von der sie nicht wissen, ob sie seiner Begabung entspricht, es begrüßen werden, daß sie erst bei der Versetzung ihres Sohnes nach Unter-Sekunda zu entscheiden haben, ob er die vornehmlich sprachlich-geschichtliche Ausbildung im Realgymnasium oder die vornehmlich mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung in der Oberrealschule erhalten soll. — Aber mögen auch die einzelnen Gattungen der höheren Schulen verschiedene Wege gehen, keine von ihnen soll eine Fach- oder Berufsschule sein, sondern sie sollen doch auch Schulen sein mit gemeinschaftlichen Aufgaben und Zielen; sie sollen deutsche Schulen sein und im deutschen Gemeinschafts- und Heimatboden wurzeln. Sie sollen alle zu den Wurzeln führen, aus denen unsere heutige deutsche Kultur erwachsen ist. Sie sollen Achtung und Dankbarkeit erzeugen gegenüber den großen Männern der Vergangenheit, unseren geschichtlichen Persönlichkeiten und sollen sie willig und fähig machen, an ihrem Werke weiter zu bauen. Und damit komme ich auf das Zweite, was dem heutigen Tage seine besondere Bedeutung für unsere Schulgemeinschaft gibt. Im Juni ist in allen Schulen unserer Provinz die Erinnerung an den Tag festlich begangen worden, an dem vor 700 Jahren die Ritter des Deutschen Ordens in das Land an der Weichsel kamen, die diesen Boden für das Germanentum wiedereroberten und für deutsche Kultur gewannen. Dem Deutschen Orden verdanken die deutschen Städte des Weichsellandes ihren Ursprung, verdankt auch Elbing seine Gründung. Wie Marienwerder sein Oberlyzeum nach dem Stadtgründer Herrmann Balk benannt hat, wie Marienburg sein Gymnasium mit Aufbauschule zur Erinnerung an den Hochmeister, unter dem der Orden seine höchste Blüte erreichte, „Winrich von Kniprode-Schule“ benannt hat, so soll die alte Ordensstadt Elbing eine Schule haben, die den Namen des Befreiers der Marienburg aus schwerster Not und des Retters des Deutschlands im Preußenlande, Heinrichs von Plauen, trägt. Am 23. Juni hat die Gesamtkonferenz mit dreiviertel Mehrheit meinem Vorschlage, unsere Schule „Heinrich von Plauen-Schule“ zu nennen, zugestimmt. Die städtischen Körperschaften sind dem Beschlusse beigetreten, und unter dem 18. September hat der Herr Pr. Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung genehmigt, daß das städtische Reformrealgymnasium mit Oberrealschule

i. E. den Namen „Heinrich von Plauen-Schule“ führt. Im Jahre 1382 war Winrich von Kniprode gestorben. Auf die Blütezeit sollte ein schneller Verfall folgen; denn der Orden, der im 13. Jahrhundert Preußen christlich und deutsch gemacht hatte und sich im 14. Jahrhundert das gleiche Ziel für Litauen stellte, verlor seine Aufgabe, seitdem Litauen sich mit Polen verband und zum Christentum übertrat. In dem vereinigten Polen-Litauen stand dem Orden ein gewaltiger Feind gegenüber. Auf dem Schlachtfelde von Tannenberg sollte es am 15. Juli 1410 zur blutigen Entscheidung kommen. Nachdem der Erfolg längere Zeit geschwankt hatte, gelang es am Abend dem Großfürsten Witold von Litauen, die Schlacht zu Gunsten der Polen und Litauer zu entscheiden. Gewaltig war die Zahl der Gefallenen des deutschen Ritterheeres. Der Hochmeister Ulrich von Jungingen selbst, der Ordensmarschall und alle Ordensgebietiger lagen tot auf dem Schlachtfelde. Allgemein war der Abfall vom Orden. Die großen Städte Danzig, Elbing und Thorn waren die schlimmsten. Der Polenkönig aber, in der richtigen Erkenntnis, daß das Schicksal des Landes an seiner Hauptfestung Marienburg hing, war entschlossen, sein Heer zunächst dahin zu führen. Wird die Marienburg überhaupt noch zu Widerstand fähig sein, wer wird sie verteidigen? In diesem Augenblicke höchster Gefahr, in der man dem Untergange nahe war, faßte, so sagt Heinrich von Treitschke in seinem Aufsätze über „das Ordensland Preußen“, „der andere große Mann des Ordens“ einen schnellen Entschluß; der Komtur von Schwes, Heinrich von Plauen warf sich in die Marienburg. Er hatte dort bereits alle Vorbereitungen für die Verteidigung getroffen, hatte die Stadt Marienburg, damit das feindliche Heer dort keinen Unterschlupf fände, in einen Trümmerhaufen verwandelt, als am 25. Juli, also 10 Tage nach der Schlacht, das Polenheer vor der Marienburg eintraf.. Acht bis zehn Wochen hat das feindliche Heer vor der Marienburg gelegen und manchen scharfen Sturmverlauf gemacht; heldenhafte Ausfälle hat Heinrich von Plauen aus der Burg unternommen und zäh ausgeharrt. Da hob, wahrscheinlich am 29. September 1410, der Polenkönig die Belagerung auf, die Marienburg war frei. Wenige Wochen darauf, am 9. November 1410, also vor 521 Jahren, erhob der Orden seinen heldenhaften Führer, den Verteidiger der Marienburg, den Retter Preußens und Erhalter des Deutschtums an der Weichsel und Nogat, Heinrich von Plauen, einen Mann von 40 Jahren, zu seinem Hochmeister. Eine hohe Auszeichnung, aber ein dornenvolles Amt in jenen Tagen. Galt es doch, mit den Polen ins Reine zu kommen und dabei weitgehende Aufbauarbeit zu leisten, die Gefangenen einzulösen und sich stark zu machen für weitere Abwehr. Das konnte nur ein Mann leisten, der mit starker Hand zugriff und mit eisernem Willen seiner großen Aufgabe diente. „Jetzt gebot“, so sagt Heinrich von Treitschke, „Heinrich von Plauen über ein größeres Reich als jenes, das einst Meister Winrich gehorchte. Aber wie anders waren den beiden die Lose gefallen! Der eine leicht und freundlich dahingetragen von der Welle des Glückes, sein finsterner Nachfahre rastlos ankämpfend wider ein ungeheures Verhängnis.“

Im ersten Thorner Frieden behauptete dann auch der Orden seinen Besitzstand; gewaltige Summen galt es aufzubringen zur Lösung der Gefangenen. War der Orden dazu nicht imstande, so sollte er den Polen die Neumark überlassen, wodurch ein Korridor zwischen dem Ordensstaate und dem Reich geschaffen worden wäre. Das aber wollte Heinrich von Plauen auf jeden Fall verhindern. Deshalb mußte er große Anforderungen an die Opferfreudigkeit der Bewohner des Ordenslandes stellen und hohe Steuern erheben. Mit scharfem Blick erkannte Heinrich von Plauen, daß der Orden durch moralische Kräfte ersetzt werden mußte, was er an physischen verloren hatte. Deshalb entschloß er sich — wer denkt nicht an die Wiederaufbauarbeit des Freiherrn vom Stein? — zu einer Neuordnung der Verfassung. Am 28. Oktober 1412 schuf er in Elbing den Landesrat; 20 Landesadlige und 27 Vertreter der Städte berief er in seinen ständigen Beirat, der Orden erhielt eine ständische Verfassung. Es sollten keine Kriege geführt oder Bündnisse geschlossen werden ohne Wissen und Willen des Landesrats. Steuern sollten nur mit Zustimmung des Landesrates dem Lande auferlegt werden können. Der Landesrat durfte Klagen gegen den Hochmeister oder andere Ordensbeamte annehmen und auf ihre Entscheidung dringen. So gelang es Heinrich von Plauen tatsächlich, ungeheure Gelder aufzubringen und die Schaffung eines polnischen Korridors durch Abtrennung der Neumark zu verhindern. Aber wie die Gegner der Reform nach den Befreiungskriegen unablässig am Sturze Steins arbeiteten, so wollten sich maßgebende Kreise des Ordens nicht in die neue Verfassung, die ihre Rechte beschneift,

finden, und warfen dem Hochmeister Steine in den Weg, wo sie nur konnten. Heinrich von Plauen ließ sich aber dadurch nicht von seinem Wege abbringen und ging unerschrocken auf sein Ziel zu; die Partei der Unzufriedenen ließ er links liegen. Und wie im Innern, so hatte Heinrich von Plauen auch nach außen hin mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Um den Frieden zu erhalten, hat er Polen-Litauen gegenüber eine weitgehende Erfüllungspolitik getrieben und ihre Geldforderungen zu befriedigen gesucht. Aber die Polen kamen ihren Verpflichtungen nicht nach; sie gaben weder die eingezogenen Güter noch die Gefangenen heraus und rissen die Burgen nicht nieder, die sie widerrechtlich auf preussischem Gebiet gebaut hatten. Vergeblich mahnte sie Heinrich von Plauen; ja er erfuhr, daß sie auch im Vertrauen auf die Partei der Unzufriedenen, die Frieden um jeden Preis mit Polen wollten, zu neuem Kriege gegen ihn rüsteten. Sie hätten ihn im Jahre 1413 schon eröffnet, wenn eine Seuche sie nicht daran gehindert hätte. So entschloß er sich, ihnen zuvorzukommen, ihre Verlegenheit zu nutzen, den friedlosen Frieden zu brechen, und eröffnete im September 1413 den Krieg gegen sie. Eine Erkrankung hinderte ihn, sogleich mit ins Feld zu ziehen. Das nutzten die Gegner. Die Truppen brachen den Krieg ab und kehrten nach Hause zurück; auf der Marienburg schritt die Partei der Unzufriedenen zur offenen Revolution. War es Heinrich von Plauen früher gelungen, einer Erhebung, die Georg von Wirberg zum Hochmeister machen wollte, zu begegnen, so war die Gegenpartei jetzt zu stark. Heinrich von Plauen wurde abgesetzt und sein stärkster Gegner, Michael Küchmeister von Sternberg, wurde sein Nachfolger. Das Schicksal des Ordens war aber damit besiegelt. Mit der Absetzung Heinrichs von Plauen bewies der Orden, daß er nicht mehr imstande war, eine fruchtbringende Neusaat in sich aufzunehmen; rettungslos war er dem Untergang verfallen. Wenig Zeit verging, und der Orden fristete sein Dasein nur noch durch die Gnade Polens. Es ist ein müßiger, aber doch wehmütig schöner Gedanke, sich auszumalen, was geworden wäre, wenn Heinrich von Plauen der Erfolg vergönnt gewesen wäre, wenn West- und Ostpreußen vereint geblieben wären, bis 1525 Albrecht von Hohenzollern den Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umwandelte. Dann wären dem Weichsellande die 300 Jahre polnischer Wirtschaft erspart geblieben, dann wären Westpreußen wie Ostpreußen und die Mark, wären Danzig und Elbing wie Berlin und Königsberg durch die rauhe und harte, aber gesunde und schöpferische Schule des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen hindurchgegangen. Den Polen aber wäre jede Unterlage für die fadenscheinige Behauptung genommen, daß das Versailles Diktat von 1919 das Unrecht wieder gut gemacht hätte, was in der Zeit ihrer Schwäche durch die 1. polnische Teilung ihnen geschehen wäre.

Das war die Rache für den Hochmeister, der versucht hatte, mit kräftiger Hand den Orden emporzuheben. Die Zeit hatte den großen Mann mit dem kalten Blick für das Notwendige nicht verstanden; sie war nicht fähig, den weitschauenden Gedankengängen ihres herrlichen Führers zu folgen, der nicht erobern, sondern nur in gerechter Abwehr sich behaupten wollte. Uns aber erweise sich die Geschichte als hohe Lehrmeisterin. Auch wir sind heute von der slawischen Flut umspült. Der Pole rüstet sich, ob militärisch oder wirtschaftlich das bleibt sich gleich, den Freistaat Danzig und unsere Provinz sturmreif zu machen. Seien wir einig in der Abwehr. Unsere Schule führe den Namen des erfolgreichen Verteidigers der Marienburg, des Retters Preußens, der den springenden Löwen im Wappen führte, der sich zur Aufgabe stellte, den schwarz-weißen Schild rein zu halten. Der heutige 10. November sei unser Namenstag. Erfüllen wir uns mit dem echten deutschen Idealismus im Sinne Schillers und mit seinem starken Willen, der alle äußeren Leiden überwand, mit dem Bekennermut Martin Luthers, der ja auch heute seinen Geburtstag hat, vor allem aber mit der opferbereiten, keinen Widerstand fürchtenden Hingabe Heinrichs von Plauen an Staat und Volk, der mit klarem Blick für das Notwendige rafflos ankämpfte wider ein ungeheures Verhängnis. Möge das Wort, das Otto Sostmann, der Dichter unseres heutigen Schauspiels, dem Knappen Hasso von Lichtenstein in den Mund legt, uns Richtung und Treuschwur sein: „Heinrich von Plauen übergibt die Burg den Polen nie.“

Der Chor sang mit Orchesterbegleitung das Preußenlied, das die ganze Festversammlung stehend mitanhörte. Den zweiten Teil des Festabends füllte die Auf-
führung des Schauspiels „Die Knappen Heinrichs von Plauen“ von Otto Sost-

mann. Studienrat Krüger und Oberschullehrer Dühring hatten das Stück eingeübt, Studienrat Siebert die Bühnenbilder geschaffen, Studienrat Strauch es musikalisch umrahmt. Die Rollen des Stückes lagen durchweg in den Händen unserer Schüler. Das Stück schildert den Kampf Heinrichs von Plauen mit den Polen und den schändlichen Verrat des Ordensritters Georg von Wirsberg, der mit Hilfe des Landesfeindes den Hochmeister stürzen will, um selbst an seine Stelle zu treten. Die Treue einer Knappenschar deckt die bösen Absichten des Herrn von Wirsberg, den der Hochmeister für seinen treuen Freund hielt, auf; Georg von Wirsberg ist verloren, sein verruchter Plan zerschanden geworden. Die tapferen Knappen aber werden belohnt. Als die Knappen niederknien, um von Heinrich von Plauen, den unser Arnold Wiebe spielte, den Ritterschlag zu empfangen, setzt die Orgel ein und spielt zu den Worten des Hochmeisters sanft das Deutschlandlied; Heinrich von Plauen aber spricht:

„Als Ritter, als Streiter
Für Gottes Gerechtigkeit auf Erden,
Geht über diese Schwelle ihr!
Bleibt dieses Tages eingedenk!
Du aber, mein Deutschland,
Wirst nicht untergehn,
Solange solche Treue, solcher Edelsinn
In deiner Söhne jungen Herzen wohnt!
Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“

Jetzt setzt die Orgel stark ein; gemeinsam wird das Deutschlandlied gesungen, während Heinrich von Plauen die Haltung des Ritters des Abstimmungsdenkmals vor der Marienburg einnimmt, der allen, die es wissen wollen, verkündet: „Dies Land bleibt deutsch!“

Mit der Aufführung war eine Zeichenausstellung verbunden. Den Schülern war die Aufgabe gestellt worden, Vorschläge für die Anbringung des Namens an dem Eingangstore zu machen. Den ersten Preis erhielt Rudolf Albrecht, dessen Entwurf auch ausgeführt worden ist. Zum Weispruch aber wurden die Worte von Treitschke gemacht:

„Steh auf, Gewaltiger! — Die wechselnde Zeit
Verkündet ewig das Alte:
Du zeigst auf unsrer Tage Streit,
Held Plauen, ein sehender Skalde.
„Dem Deutschtum im Grenzland mein preussisches Blut“
Drob wecke den Schmerz, drob wecke den Mut!“

Buntes Vielerlei unter dem einigenden Gesichtspunkt der Lebensnähe

Studienrat Dr. Adolf Kulessa

„Das Leben ist sinnlos? Nur für den, der sinnlos lebt.“ (Kudnig) Sinnlos wäre eine Schule, die nicht dem Leben dienen wollte. Wie die Heinrich von Plauen-Schule von 1924—1937 dem Leben dient, das soll hier in folgendem gezeigt werden.

Mannigfach sind die Beziehungen zwischen unserer Schule und dem Leben. Es ergeben sich zahlreiche Berührungsflächen. Ein wechselseitiger Strom flutet hin und her und zeigt sich frischquellend und stets neu lebendig in der Buntfarbigkeit der Erscheinungen. Sie alle, so verschieden sie sind, reihen sich nicht zusammenhanglos aneinander, sondern gewinnen dadurch Bedeutung, daß sie über jedes Einzelgeschehen hinaus vom Fluß vorwärtstrebender Geistigkeit getragen werden. Wie die Wellen die Erscheinungen am Ufer widerspiegeln, so ergibt sich aus dem Bericht über nachfolgende Sachgebiete, die scheinbar nur lose zusammenhängen, doch ein Zeitspiegel im Kleinen.

Ehe der „Wehrsport“ Pflichtfach wurde, benutzte die Heinrich von Plauen-Schule ihre Wandertage zu zielbewußter Schulung des jugendlichen Körpers. Die Schönheit der Heimat tat sich den Schülern in vielen Fahrten mit Rad, Dampfer oder Eisenbahn auf. Sie lernten Königsberg, Marienburg, Tannenberg und andere Stätten Masurens kennen. Im Jahre 1930 konnten zwei Mannschaften für die Tannenbergstafettenläufe gestellt werden.

Mit der Machübernahme wurde der Wehrsport eingeführt und nun systematisch gepflegt. Der soldatische Geist der Schüler trat deutlich in Erscheinung im Geländespiel, wie es u. a. am 14. 9. 1935 stattfand, als nach einem Plan von Oberschullehrer Dühring der Angriff auf den Hasenberg unter der Leitung von Studienrat Graemer und seine Verteidigung unter Führung von Studienrat Dr. Lukas vor sich gingen. Beide Parteien taten ihr Bestes. Sie paßten sich so geschickt

der Gefechtslage und dem Gelände an, daß alle Beteiligten dem Spiel stundenlang mit Spannung bewohnten. Die Speisung aus einer von unserem Art.-Regt. 21 freundlich geliehenen Gulaschkanone erhöhte den feldmäßigen Eindruck der Übung. Einer anderen Geländeübung im Dezember 1935 lag der Gedanke zugrunde, daß ein feindlicher Flieger Bomben abgeworfen habe, die die Schüler im Bereich des Landkreises Elbing mit großem Eifer suchten und fanden.

Von 1933—1937 erwarben 6 Lehrer unserer Schule das goldene bzw. silberne O.L.-Sportabzeichen. 1936/37 errangen dieses Abzeichen 57 Schüler, die Studienassessor Holzmann hierzu trainierte. Der lebensnotwendigen sportlichen Betätigung trug ferner das Rudern Rechnung, dem der derzeitige Direktor besonders Interesse widmet. Begründet ist der Schülerruderverein von dem verdienstvollen Oberschullehrer Wäsche. Unter der bewährten Leitung der Studienräte Dr. Möller und Graemer (seit 1928) haben unsere Jungen es immer wieder verstanden, an ihre Wimpel Siege zu heften. Ein Höhepunkt war es, als bei der Schülerruderregatta in Königsberg am 30. 8. 1931 der greise Generalfeldmarschall von Mackensen eine anfeuernde Rede an die Ruderer richtete. Das 25jährige Stiftungsfest unserer Ruderriege am 26. 9. 1932 legte beredtes Zeugnis ab von dem einsatzbereiten Geist, der in der Jugend herrscht. Die großen Ruderfahrten jedes Jahres bedeuten Gelegenheiten, Körper, Geist und Charakter zu stählen und Möglichkeiten zur Steigerung der Leistungsfähigkeit. Außer dem Rudersport wird der Schwimmsport eifrig gepflegt. Jede Quinta erhielt schon seit 1927 stundenplanmäßigen Schwimmunterricht. Auf diese Weise kam man der Verwirklichung des Gedankens nahe, eine Schülergeneration zu schaffen, die in unserer wasserreichen Gegend sich als leistungsfähig erweist. Besonders rühmlich schlugen sich unsere Jungen 1934 bei dem Wettschwimmen der Elbinger Schulen in der Schwimmanstalt des Elbinger Schwimmvereins 1911. Unsere Schule siegte überlegen in beiden Rennen. In den Kampf um die Bezwingung der Lüfte fügten wir uns ganz ein. Studienrat Butz und Studienassessor Kenter, der selber aktiver Segel- und Motorflieger ist, leiteten mit Umsicht und Tatkraft Arbeitsgemeinschaften im Modellflugzeugbau und errangen auch Preise im Wettbewerb.

Lebensverbunden wirkte die Schule außerhalb der Stadtgrenzen auf dem 24. Deutschen Geographentag 1931. Sie beteiligte sich an der dortigen Ausstellung mit 60 Schülerarbeiten. Auf Grund seiner an der Heinrich von Plauen-Schule gemachten Lehrerfahrten hielt Dr. Kulessa einen Vortrag über „die methodische Anpassung des erdkundlichen Unterrichtsgutes an die verschiedenen Altersstufen, nachgewiesen an der Behandlung von Ostpreußen“. Über das Schulmäßige hinaus ging die Radfahrt einer Schülergruppe unter Leitung von Dr. Kulessa, die vom 29. 9. bis 2. 10. 1932 stattfand und geographisch-wissenschaftlichen Zwecken diente. Sie führte von Elbing—Osterode—Kernsdorfer Höhen—Tannen-

berg—Hohenstein—Allenstein—Mohrungen nach Elbing zurück. Alle Teilnehmer kehrten sehr angeregt und wohlbehalten heim.

Die Schule bewies auch bei andern Gelegenheiten, daß sie voll im praktischen Leben steht. So malten im Jahre 1930 Schüler einer Obertertia unter der Leitung von Studienreferendar H e n n e r in ihrer Freizeit die Turnhalle aus. Voller Leben und Farbenfreude ist sie geworden. 1931 wurden infolge der Anregung durch einen Hausaufsatz von Studienrat Dr. D p p e r m a n n die Obersekundaner zu Werbern für ihre Vaterstadt. Sie stellten 24 Blätter in Bild und Schrift im Städtischen Verkehrsamt in der Rathauspassage unter der Losung aus: „Besucht Elbing, Fremde! Wandert durch eure Heimat, Einheimische!“ Andere Schüler wiederum schafften rege in einem Wettbewerb im Dezember 1931, der unter dem Motto: „Wie läßt sich der Name der Schule am und im Gebäude kenntlich machen“, besonders die zeichnerisch Begabten auf den Plan rief. Das Endergebnis war die in ihrer fernigen Linienführung recht glückliche Lösung, wie wir sie „heute am „Tor der guten Hoffnung“ (Eingangstor an der Moltkestraße) sehen. Stolz kann die Schule auch sein auf eine gut gelungene Gemeinschaftsarbeit, die unter Leitung von Studienrat G i e b e r t entstand und die im Jahre 1936 auf dem Bezirksparteitag der NSDAP. (Königsberg) die Aufmerksamkeit der Teilnehmer erregte. Die Presse berichtete darüber: „In der Ausstellung „Kunstserziehung im Aufbau Ostpreußens“, die im Zusammenhang mit dem Bezirksparteitag in Königsberg gezeigt wird, findet sich u. a. eine ungemein gelungene Gemeinschaftsarbeit von Schülern der Heinrich von Plauen-Schule (Elbing), die viel Aufmerksamkeit erregte. Es handelt sich um eine bunte Zeichnung, auf der in sehr wirksamer Weise die Front der Speicherinsel am Elbing als Motiv benutzt wurde.“

Der Gedanke der über unser deutsches Vaterland hinausreichenden Schicksalsgemeinschaft fand im Unterricht und in dem VDA. Pflege, dem unsere Schule meist geschlossen angehört hat und heute noch angehört. Die Leiter des VDA. waren stets bestrebt, durch Vorträge und Versammlungen der Jugend die Welt des Auslandsdeutschtums zu erschließen und nahe zu bringen. Die Studienräte Dr. W e n d t und G u t s c h e haben nacheinander mit Opfersinn und Hingebung die VDA.-Gruppe, bzw. den Kreis Elbing, geleitet. Zur Zeit ist Dr. K o h z mit der Leitung der Schulgruppe betraut. Auf größeren VDA.-Treffen lernten viele Schüler die bedrohten Volksgruppen unseres deutschen Vaterlandes kennen und konnten andererseits bei der Pfingsttagung 1932, die in Elbing stattfand, jungen Gästen aus solchen Gebieten Führer durch die eigne Heimatwelt sein. Im Jahre 1935 wanderten sieben Schüler von uns zu den Deutschen ins Baltensland. Zwei ehemalige Schüler hatten bei dieser Fahrt die Führung. Zur selben Zeit (Winter 1935/36 und Sommer 1936) leitete Professor Dr. Traugott

Müller eine Arbeitsgemeinschaft über „Vorgeschichte unserer Heimat“ mit Lehrwanderungen der V.D.M.-Gruppen: Heinrich von Plauen-Schule, Oberlyzeum und Agnes-Miegel-Schule, die viel Interesse erregte. Eine andere, aber im Sinne deutscher Kultur nicht minder bedeutsame Zielsetzung hatten die Fahrten, die die Schüler der Primen unter Leitung von den Studienräten Krüger und Dr. Dyperrmann im Rahmen des Reichs-Schillerbundes nach Weimar unternahmen, um erhebende Eindrücke an klassischer Stelle zu gewinnen. Diese Weimarfahrten fanden 1923, 1924, 1925 und 1926 statt und umfaßten jedesmal eine Woche. Bei der ersten Fahrt, die in die schlimmste Inflationszeit (1923) fiel, löste Studienrat Krüger die schwierige Geldfrage so, daß er die Schüler, die sich durch das Geben von Nachhilfeunterricht ihre Reisekasse füllen mußten, Konservenbüchsen kaufen ließ, die sich als wertbeständig erwiesen und zugleich eine Eigenverpflegung der Reisegruppe ermöglichte. Ein ebenso genialer wie praktischer Einfall.

Die wichtige Forderung nach lebensnahem Unterricht ließ mit der Zeit eine Überprüfung der Schulreform und der Richtlinien wünschenswert erscheinen. Unsere Schule wurde mit dazu ausersehen, in Arbeitsgemeinschaften die ganze Frage zu überprüfen. Zahlreiche Lehrer und Lehrerinnen der höheren Schulen Ostpreußens trafen sich in unserer Schule, um sich an vielen Beispielen selbst von der Lebendigkeit unseres gesamten kulturkundlichen Unterrichts zu überzeugen. Es fanden Besprechungen statt über die Fächer: Erdkunde, Vorgeschichte, Geschichte, Deutsch und Staatsbürgerkunde. Unter dem Vorsitz von Oberstudiendirektor Dr. Gerstenberg wurde getagt; zuweilen, wenn die Sache die Teilnehmer sehr gefangen nahm, dehnten sich die Sitzungen bis über Mitternacht aus. Es herrschte volle Offenheit der Meinungsäußerungen, die auch gelegentlich zu starken Angriffen unserer Schüler gegen das System, besonders gegen Brüning, führte. Außerdem fand ein gemeinsamer Besuch der Nachbarschulen statt: Mädchenberufsschule, Oberlyzeum und Pädagogische Akademie. Auch das Theater als Kulturstätte sowie die wichtigsten Wirtschaftsbetriebe unserer Stadt, wie Schichau, Loeser & Wolff, Englisch Brunnen, Schroeter wurden den Teilnehmern, die hier zusammengekommen waren, gezeigt. Was die Arbeitsgemeinschaften besonders wertvoll machte, war die von allen gemachte Erfahrung, daß die gemeinsame Aufgabe eine frohe Kameradschaft schuf, die Fruchtbare leistete.

Der rechte Lehrer soll Erzieher und kultureller Führer zugleich sein. Sein Wirkungsbereich muß größer sein als die Schule, der er angehört. Die Lehrer der Heinrich von Plauenschule haben diese Forderung weitgehend beherzigt. Vom Tage ihrer Gründung im Jahre 1919 bis heute hat die Volkshochschule Elbing Lehrer unser Schule als Mitarbeiter gehabt. Seit 1934 wird sie von Studienrat Dr. Kuleffa geleitet und hat in der Heinrich von Plauen-Schule eine Heimat gefunden. Oberstudiendirektor Dr. Gerstenberg, Professor Dr. Müller, die Studien-

räte Krüger, Dr. Oppermann, Graemer, Oberschullehrer Dühring und neuerdings Studienassessor Reuter gehören zum Stamm des Lehrkörpers der nunmehr von der DLF. übernommenen Volksbildungsstätte.

Auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens betätigten sich die Lehrer der Heinrich von Plauen-Schule. Professor Dr. Traugott Müller leitet seit Jahrzehnten erfolgreich den Verein für heimatliche Naturkunde und zugleich den Kunstverein. In gleicher Frische ist er tätig bei den Arbeiten des Städtischen Museums, als Beauftragter für Naturschutzgebiete des Land- und Stadtkreises Elbing und als beliebter und gesuchter Führer der Badegäste in Rahlberg, denen er in jedem Sommer auf ausgedehnten Wanderungen und Bootsfahrten die landschaftliche Eigenart der Umgebung erschließt. Studienrat Gutsche gehörte 1919 dem „Deutschen Volksrat“ an, wobei er bei der Vorbereitung der Volksabstimmung in Westpreußen wertvolle Dienste leisten konnte. Von 1929—1930 verwaltete er das verantwortungsreiche Amt eines Stadtverordnetenvorstehers. Er verstand es, durch die Wirkung seiner Persönlichkeit die Gegensätze zwischen den streitenden Parteien stets so zu überbrücken, daß ein gedeihliches Arbeiten zum Besten unserer Stadtgemeinde überhaupt möglich wurde. Oberschullehrer Schamp fand neben seiner Schularbeit noch Zeit und Kraft, den Kirchenchor von St. Annen zu leiten und daselbst die Organistendienste zu versehen. Oberschullehrer Dühring erwirbt sich seit Ausgang des Krieges besondere Verdienste um die mühevollen Leitung der alten Frontkämpferverbände.

Der Gemeinschaftsgedanke und Dienst fürs Ganze nehmen seit dem 30. Januar 1933 einen Ehrenplatz im Denken unseres Volkes ein. Die Heinrich von Plauen-Schule trägt diesem Geiste Rechnung. Sämtliche Schüler sind Mitglieder der HJ. bzw. des Jungvolks. Die meisten Lehrer sind in der Partei und in deren Gliederungen, in denen sie sich auf vielseitige Weise betätigen. Jeder von diesen sieht seine Arbeit an unter dem Motto: „Wer sein Volk liebt, beweist es einzig und allein durch die Opfer, die er für dieses zu bringen gewillt ist.“ (Hitler)

Im Reiche von Adolf Hitler

Von Oberstudiendirektor Dr. Kurt Gerstenberg.

„Männer machen die Geschichte“, sagt Heinrich von Treitschke. Nach solchen Männern haben wir uns in der Zeit der deutschen Not geseht, und wir sind in die Geschichte geflüchtet, weil jetzt Deutschland arm an großen Männern zu sein schien. Heinrich von Plauen, Friedrich der Große, Friedrich von Schiller, Heinrich von Treitschke und der Befreier Deutschlands und der Ostsee, des germanischen Meeres, von der drohenden habsburgisch-jesuitischen Herrschaft, der Löwe aus Mitternacht, Gustav Adolf, der König von Schweden, unseres germanischen Brudervolkes im Norden, waren uns Führer gewesen. Nun ist der ersehnte Führer da. In seinen Geschichtsklassen bezeichnet der Direktor am 31. Januar 1933 in einer Ansprache an die Schüler den Tag vorher, den 30. Januar 1933, als den „dies clarissimus“, den hellsten Tag der deutschen Geschichte. Von einem schweren Drucke befreit ist auch die Heinrich von Plauen-Schule. Kein Bild der Novembermänner braucht entfernt zu werden, weil ein solches nie eine Wand der Schule „geschmückt“ hat. SA-Männer fordern vom Direktor die Weimarer Fahne; sie wird ihnen bereitwilligst ausgehändigt und auf dem Friedrich-Wilhelm-Platz zu einem Aschenhäuflein verbrannt. Auf dem Turme der Schule steigt die Hakenkreuzfahne empor. Studienrat Walter Graemer wird Sozialreferent der Elbinger Hitler-Jugend, und am 20. April 1933, dem 44. Geburtstag unseres Führers, wird der Direktor aufgefordert, die Führung des Elterneringes und Freundeskreises der Hitler-Jugend zu übernehmen. Am 18. Juni 1933 pflanzt die Hitler-Jugend im Rosengarten vor unserer Heinrich von Plauen-Schule ihre Hitler-Eiche. Der Direktor hält die Weiherede und tut nach dem Unterbannführer Heinz Kindermann a n n den Spatenstich. Heinz Kindermann aber übergibt die Pflege der Hitler-Eiche unserer Schule zu treuen Händen. Am 11. Dezember 1933, dem Geburts- und Todestage von Max von Schenkendorf, weist der Direktor das Führerbild im Festsaale und Unterbannführer Heinz Kindermann die Fahne der Hitler-Jugend, die darauf auf dem Turme der Heinrich von Plauen-Schule gehißt wird. Neben

das Führerbild im Festsaale werden die beiden Schilde der Hitler-Jugend, welche die Schule im Amtszimmer des Direktors unter Führung unserer HJ.-Schüler Dietrich Schützler und Hugo Schuß genagelt hat, gehängt. Den goldenen Nagel in der Mitte des einen Schildes hat Hans Grimm, der Verfasser von „Volk ohne Raum“, in den Schild geschlagen. Um der Freude, daß der Führer unserer Hitler-Jugend zum erstenmal an einer Feier unserer Schule teilgenommen hat, einen sichtbaren Ausdruck zu geben, ist der Tag unterrichtsfrei. Auch das Weihnachtsfest 1933 wird zusammen mit der Hitler-Jugend gefeiert. Studienrat Krüger und Oberschullehrer Dühning haben die Aufführung der beiden Stücke „Germanische Wintersonnenwende“ von Dorothea von Fabek und „Das Lied der Weihenacht“ von Walter Eckart eingeübt. Fünfmal werden die Stücke aufgeführt, am 18. Dezember vor dem Deutschen Jungvolk, am 19. Dezember vor der Hitler-Jugend, am 20. und 21. Dezember vor den Eltern unserer Schüler und der Hitler-Jungen und am 22. Dezember vor unseren Schülern. Die freundschaftlichen Beziehungen zur Hitler-Jugend sind in den kommenden Jahren weiter ausgebaut worden. Der Direktor spricht in jedem Jahre am Tage vor der Versetzungskonferenz die Auslichten der Schüler mit dem Bannführer und dem Jungbannführer durch, um die Bewährung der Schüler in der Hitler-Jugend soweit wie irgend möglich zu berücksichtigen. Am 11. März 1936 übergab Bannführer Herbert Jablonowski dem Direktor gelegentlich der Entlassung der Reifeprüflinge vor der versammelten Schulgemeinde in einer warm gehaltenen Ansprache im Auftrage des Gebietsführers Ostland die Urkunde der Berechtigung zur Führung der Reichsjugendfahne mit der Mahnung: „So wie wir sind, wird Deutschland sein; drum wollen wir sein, wie Deutschland werden soll.“ Seit der Begründung der Einrichtung der Jugendwalter haben der Bannführer und Jungbannführer stets zu unseren Jugendwaltern gehört. Leider haben wir auch schon mit unserer Hitler-Jugend trauern müssen. Am 6. Februar 1935 verunglückte der inzwischen zum Bannführer in Insterburg beförderte Heinz Kindermann tödlich. Über seine Verdienste um die Hitler-Jugend, die er in Elbing aufgebaut hat, zu berichten, ist nicht unsere Aufgabe; umso mehr gedenken wir in Dankbarkeit seiner freundschaftlichen Beziehungen zu unserer Schule. Am 11. Februar gedachte der Direktor vor der versammelten Plauen-Gemeinde des Heimgegangenen. Gerade 2 Monate vorher, am 6. Dezember 1934, war ihm im Tode vorangegangen der Unterbannführer Hugo Schuß. Zu Ostern 1934 war er mit dem Zeugnisse für Ober-Prima von unserer Schule abgegangen und bei der Elbinger Stadtbank eingetreten. Aber zu bald ergriff ihn die schwere Krankheit, der er nach langem Leiden erlag. Der Direktor gedachte seiner vor der ganzen Schulgemeinde am 10. Dezember 1934:

„Ich sehe Hugo Schuß vor mir als Schüler in der Klasse und als Leiter der Nagelung der Hitler-Schilde wie als Führer in der Hitler-Jugend. Er ist alter Kämpfer gewesen; aber man merkte ihm die Kampfnatur äußerlich nicht an. Er blieb still und

bescheiden und begehrte nichts für sich. Er führte durch seine Persönlichkeit und nicht durch seinen Mund; so war er ein tüchtiger Führer und wahrhafter Freund zugleich. Er erinnert mich an den deutschen Jüngling, der meinem Herzen unter allen meinen Schülern am nächsten gestanden hat im Laufe der vielen Jahre, an meinen unvergeßlichen Walter Bonhoeffer, der heute vor 35 Jahren geboren wurde und am 28. April 1918 an der Westfront den Opfertod des deutschen Soldaten starb. Wir betten in unserm Hugo Schuß einen guten Kameraden zur Ruhe."

Auch in den Lehrkörper griff die kalte Hand des Todes hinein und führte zwei treue Mitarbeiter hinweg. Am 20. September 1933 starb plötzlich und unerwartet der Oberschullehrer Friedrich Wilhelm Schamp. Aber 20 Jahre war er an unserer Schule tätig gewesen und hatte vornehmlich den Zeichen- und Jahre hindurch auch den Musikunterricht erteilt. Die Leistungen seines Schülerchors hatten einen sehr guten Ruf in Elbing. In stolzer Wehmut erinnern wir uns seines Volksliederabends, seiner Gedenkfeiern für Karl Maria von Weber und für Ludwig van Beethoven. Dürer und Bach waren ihm die Führer in seiner Kunst; ihnen ist er unentwegt treu geblieben, auch als viele andere Künstler in den Wirrungen der Weimarer Jahre sich von deutschem Blut und Boden lösten. Sein zähes, unbeirrtes Festhalten an nationaler Kunst war ein treues Spiegelbild seines Charakters; so lebt er in der dankbaren Erinnerung seiner Mitarbeiter und Schüler fort. Und am 12. Februar 1936 raubte uns der Tod unsern langjährigen Berufskameraden Studienrat Professor Oskar Gint. Während der vielen Jahre seiner Tätigkeit in unserer Mitte war und blieb er unser Vertrauensmann, der Gegensätze auszugleichen wußte, ohne zu verletzen, der starke Turm, in dessen Schutz wir uns alle geborgen fühlten. Deutsch sein und Christ sein war ihm eins. Eine tiefe Gläubigkeit, die sich nicht zur Schau stellte, sondern in steter Hilfsbereitschaft tatkräftig betätigte, durchdrang den ganzen Mann, sein deutsches Herz, seinen deutschen Charakter. So steht sein Name an hervorragender Stelle in der Geschichte unserer Schule. Und die Heinrich von Plauen-Schule empfindet es auch als eine ernste Pflicht, noch eines Mannes zu gedenken, der zwar weder in den Reihen ihrer Lehrer noch ihrer Schüler gestanden hat, aber sich doch mit ihr eng verbunden fühlte. Am 20. Oktober 1934 starb an den Folgen eines schweren Unglücksfalles der Oberstudiendirektor der Elbinger Kaiserin Auguste Viktoria-Schule Franz Dr. l o w s k i. Er hat stets Wert darauf gelegt, mit uns in freundschaftlichster Weise zusammenzuarbeiten. Immer war er gütig und entgegenkommend und half, wo er nur helfen konnte in voller Selbstlosigkeit. Als sein Sohn Ernst Heinrich die Reifeprüfung bei uns „mit Auszeichnung“ bestanden hatte, eine der letzten großen Freuden für den Vater, schrieb er unter dem 12. März 1934 an den Direktor:

„Dir und Deinem Kollegium danke ich für all das Gute und Fördernde, das Ihr meinem Jungen 9 Jahre lang geboten habt. Noch gar nicht lange scheint es mir in der Erinnerung her zu sein, als Du ihn vor nun bald 9 Jahren an den Fernsprecher brachtest und ihn mir melden ließst, daß er das „Abitur“ bestanden hätte. Und dann habe ich 9 Jahre lang sein Hineinwachsen in Deine Schule, seine Weiterentwicklung miterlebt und habe mit Freuden wahrgenommen, welch gut emporbildende Arbeit

dort geleistet wurde. Die Krönung brachte das letzte Jahr, in dem gerade diese Klasse zeigen durfte, daß sie nicht nur zum schulmäßigen Pauken da war, sondern daß sie auch die Aufgaben wacker angegriffen hatte, die das neue Reich der Jugend, namentlich der männlichen Jugend, außerhalb der Schule stellt. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Deine „Hitler-Klasse“ hat in Ehren bestanden. Ich freue mich von ganzen Herzen darüber. Aber ich bin mir auch bewußt, wieviel dabei dem wohlwollenden Verständnis, der geduldigen, nimmermüden Arbeit des Leiters und der Lehrer zu danken ist. Wer mit seinem Kinde so lebt, wie ich mit meinem Jungen, der fühlt das alles in innerster Seele mit. Und aus diesem Gefühl heraus kann ich nur sagen: Wir danken Dir, wir danken den Kollegen und wir danken Deiner Schule aus beglücktem Elternherzen. Soll Dir der alte „Lateiner“ auch gestehen, daß er sich über die Lateinleistung ganz besonders freut? Und doch macht es ja nicht das äußere Ergebnis; viel wertvoller ist mir die Überzeugung, die ich im Zusammenleben mit meinem Jungen immer mehr gewonnen habe, daß die Schule ihn reif gemacht, d. h. ihn, soweit es möglich ist, vorbereitet hat, nun in die größere und härtere Schule des Lebens zu treten. Möge die Heinrich von Plauen-Schule noch manchen Jahrgang Jungen heranbilden, möge sie noch manchen Zögling entlassen, den sie im rechten Geiste geformt, den sie geschult und vorbereitet hat, ein rechter Mann im Reiche Adolf Hitlers zu werden! Heil Hitler! In aufrichtiger, herzlichster Dankbarkeit die Eltern eines Abiturienten. Dr. Drowski und Frau.“

War Franz Drowski aus dem Memellande, wo er ein tapferer Streiter für das Deutschtum gewesen ist, nach Elbing gekommen, so ist Heinrich von Holz, Direktor des hiesigen staatlichen Gymnasiums bis zum Herbst 1929, wo er wegen Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand trat, Auslandsdeutscher; er entstammt dem Baltikum. Dieser aufrechte deutsche Mann mit der reinen Gesinnung und dem gütigen Herzen, dieser edle Vaterlandsfreund und Idealist, ist uns stets ein treuer Helfer gewesen. Von seinem Alterssitz Gütersloh aus verfolgt er mit warmer Anteilnahme die Entwicklung des Schulwesens, und auch zu uns hat er seine freundschaftlichen Beziehungen nicht gelöst. Der Direktor lud Herrn von Holz zu unserer Weihfeier auf den Namen „Heinrich von Plauen-Schule“ ein. In seiner Antwort schrieb Herr von Holz unter dem 8. November 1931:

„Ein Lichtpunkt in dieser dunklen Zeit wird, so hoffe ich, die Feier Ihrer Anstalt am Luther- und Schillertage sein. Sehr schön finde ich den Gedanken, Ihrer Anstalt den Namen des edlen Heinrich von Plauen zu geben. Möge die Tatsache und der deutsche Gedanke, der Ihre Rede und die ganze Feier durchziehen wird, in den jungen Herzen Feuer fangen, die Ihrer Leitung anvertraut sind. Luther, Schiller und Heinrich von Plauen sind drei heldenhafte Vertreter des Freiheitsgedankens im deutschen Volke, einer Freiheit, die nie Zügellosigkeit ist, sondern eine Bindung, eine freiwillige Bindung an das Gesetz, das ungeschrieben ist, aber in unseren deutschen Gewissen leben soll. Freiheitshelden können Ihre Schüler, kann die ganze Jugend werden und sein auch in einer Zeit, in der unser Vaterland geknechtet und zertreten ist. Ein freies Volk können wir nur werden, wenn unsere Jugend diesen Freiheitsgedanken der freiwilligen inneren Gebundenheit sich zu eigen macht und dadurch loskommt von der Ungebundenheit und Zügellosigkeit, die uns mehr verflaut als äußere Knechtung. Daß Ihre Jugend ein Stoßtrupp freier Menschen werde, wie sie uns unsere Helden vom 10. November 1483 und 1759 und der, dessen Namen nun Ihre Anstalt trägt, vorgelebt haben, das ist mit dem Rufe „Freiwillige vor!“ mein, eines alten Jugendleiters Elbings, herzlichster Wunsch, mit dem ich im Geiste Ihr Fest miterlebe.“

Von unseren Mitarbeitern leben im Ruhestande Oberstudienrat Professor Dr. Heinrich Zehle, Studienrat Professor Dr. Traugott Müller und Oberschullehrer

Franz Waschke. Heinrich Zehle wohnt jetzt mit seiner Gattin in Kolberg; Traugott Müller und Franz Waschke sind in Elbing geblieben. Die drei Herren sind Jahrzehnte hindurch an der Anstalt tätig gewesen. Sie traten ein, als Direktor Nagel die Anstalt leitete, waren während der ganzen hiesigen Amtstätigkeit des Direktors Rantel Mitglieder des Lehrkörpers und traten erst in der Zeit des jetzigen Direktors in den Ruhestand. So ist ihr Wirken mit der Geschichte der Schule aufs engste verwachsen. Oberstudienrat Zehle hat in der Zwischenzeit von Herbst 1923 bis Ostern 1924 das Direktorat verwaltet und auch noch als Ruheständler seine wertvolle Kraft zur Verfügung gestellt. Traugott Müller ist immer zu haben, wenn man mit einer Bitte an ihn herantritt; seine Verbundenheit mit der Schule hat er auch dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er an dieser Festschrift mitgearbeitet hat. Die Liebe von Franz Waschke gilt vornehmlich seiner Schöpfung, dem Ruderverein, und bei Veranstaltungen unserer Ruderer haben wir ihn häufig begrüßen können. Der langjährige Leiter der Schule Geheimer Studienrat Hermann Rantel lebt bei seinen Kindern in Leipzig. Als Herr Ministerialrat Metzner dem jetzigen Direktor von seiner Bestätigung in Berlin Mitteilung machte, sagte er ihm: „Sie werden sich große Mühe geben müssen, wenn Sie die Schule auf der Höhe erhalten wollen, die sie Geheimrat Rantel verdankt.“ Wir hoffen, diese vier Mitarbeiter bei der Hundertjahrfeier der Schule in unserer Mitte begrüßen zu können.

Die Zeit der nationalen Erhebung hat uns viele große Tage gebracht. Noch nie hat das deutsche Volk in so kurzer Zeit soviel bedeutende Geschichte auf einmal erlebt. Es ist die Pflicht der Schule, das der Jugend bewußt zu machen, welche die Zeit zwischen dem 9. November 1918 und dem 30. Januar 1933 nicht mehr in voller Klarheit durchlebt hat und darum die Größe der Zeit nicht in der gleichen Weise würdigen kann wie das ältere Geschlecht, das durch die Tage der deutschen Not, des deutschen Elends und der deutschen Schande hat hindurchschreiten müssen. Gewiß fühlt auch die Jugend, daß wir an einem einschneidenden Wendepunkte der Zeiten stehen und nicht nur ein neuer Abschnitt deutscher Geschichte, sondern der Weltgeschichte überhaupt angefangen hat. Sicher sieht auch die Jugend, die sich in die große Gemeinschaft einreihet, welche unseres Führers Namen tragen darf, daß etwas Neues geschieht und daß sie vor gewaltige Aufgaben gestellt werden wird. Aber wie beneidenswert ist heute die Jugend schon gegenüber den wenig älteren Kameraden, die erst im Jahre 1932 mit dem Zeugnisse der Reife die Schule verließen und der der Direktor bei ihrer Entlassung aus der Schule das Wort unseres großen Preußenkönigs Friedrichs des Einzigen mitgeben mußte: „Erst wenn die Hoffnung zerrann, zeigt sich der Mann.“ So haben wir häufig genug unsere Schüler zu einer Feierstunde in unserem Festsaale vereint und ihnen in geschichtlicher Würdigung die bedeutungsvollen Tagesereignisse, die von weit-

tragendsten Folgen für die Gestaltung der ganzen deutschen Zukunft sind, vor Augen geführt. Und wir haben ihr wieder und wieder gezeigt, daß Männer die Geschichte machen und zu allen Zeiten gemacht haben. Und wir haben auch getreu dem Worte von R. Walther Darré: „Wer richtig zurückzuschauen versteht, der wird an Erkenntnissen reicher werden“ und dem Worte von Alfred Rosenberg: „Wir denken an alle, die für uns vor uns lebten“ der großen Vergangenheit gedacht. So hielt der Direktor am 100. Geburtstag von Treitschke folgende Rede:

„Meine lieben jungen Kameraden!

„Wer von großen Zeiten nicht zu lernen weiß, verdient nicht, sie zu erleben“, dieses Treitschkewort kommt uns auch heute in den Sinn, wo wir den ersten von unserer nationalsozialistischen Regierung geschaffenen gemeinsamen Wandertag machen und jetzt hier bei herrlichstem Herbstwetter vereint auf der grünen Wiese in unserm Vogelsanger Walde stehen, an einem Tage, der das Band zwischen uns enger knüpfen und dazu beitragen soll, daß in treuer Kameradschaft Führer und Gefolge sich verbinden. Und da muß es uns ein gutes Vorzeichen sein, daß dieser Tag der 100. Geburtstag von Heinrich von Treitschke ist, von einem Manne, dessen wir schon immer am 15. September gedacht haben. Ist Treitschke jetzt abgetan, oder darf er uns weiter ein leuchtendes Vorbild für unser Leben sein? Werfen wir einen kurzen Blick auf seinen Lebens- und Entwicklungsgang. Als Sohn eines hohen sächsischen Offiziers wurde er in Dresden geboren. Er besuchte die dortige Kreuzschule. Wir sehen schon den Schüler stark politisch interessiert, und die Gesinnung des jungen Treitschke ist bereits inmitten der sächsischen Schüler nicht sächsisch, sondern deutsch. Und er blickt zuversichtlich in die deutsche Zukunft. Nichts kann seine Kraft brechen, obgleich ihn schon als Jungen ein sehr schwerer Schicksalsschlag trifft. Er erkrankt an einer heftigen Diphtheritis; er überwindet sie wohl; aber er verliert infolge der heimtückischen Krankheit sein Gehör fast ganz. Wenn auch dadurch sein Innenleben umso stärker wird, so zieht er sich doch nicht von der Welt zurück, sondern er ist und bleibt der siegesbewußte Kämpfer für ein einiges Deutschland. Als er mit dem Reisezeugnisse die Kreuzschule verließ, trug er bei der Entlassungsfeier einen Kreis von Gedichten über die Schleswig-Holsteiner vor und schloß das Gedicht mit den Worten:

Wohl ist's an uns zu ringen nach starker Rüstigkeit,
Daß wir nicht schwach versinken im feigen Weh der Zeit:
Daß einst die große Stunde uns finde recht berehrt,
Die wilde Schmach zu tilgen mit wildem Rächerschwert!
Ja, tobt nur, tobt, ihr Bogen, schlagt wild an unsern Riel —
Wir bringen's doch zu Ende, wir kommen doch zum Ziel!

Der Lehrer, der ihn an der Universität Bonn besonders beeinflusst, ist Christoph Friedrich Dahlmann, der Kämpfer für die Deutschheit von Schleswig-Holstein, der begeisterte Verkünder der Einheit Deutschlands, der Verfasser des Verfassungswerkes für das einigte Deutschland auf der Nationalversammlung in der Paulskirche in Frankfurt am Main. Treitschke läßt sich an seiner Heimatuniversität Leipzig nieder und richtet hier in seinen Vorlesungen die Blicke auf Preußen und Deutschland. Er erregt dadurch viel Argerniß bei den biedereren Sachsen und kommt deshalb in peinliche Auseinandersetzungen mit seinem Vater, der wünscht, daß der Sohn die Tätigkeit in Leipzig einstellt. Heinrich schreibt dem Vater: „Du sagst, es mache dir persönlich den schwersten Kummer, wenn dein Sohn hier eine preussische Richtung vertritt. Damit ist für mich alles abgetan. Unter dem unendlich Vielen, was ich dir schulde, weiß ich wenig, was ich dir so herzlich gedankt habe wie die Freiheit, die du von früh auf meiner geistigen Entwicklung gelassen hast. Ich habe viel darunter gelitten, als ich fand, daß wir in vielen sehr ernststen Fragen weit auseinandergingen. Um so fester war ich entschlossen, dir mit meinen abweichenden Meinungen so wenig Kummer zu machen als möglich. Nun sagst du mir, daß dir mein Wirken hier — und nur hier — ganz besonders schmerzlich sei. Darauf kann ich als dein Sohn, der dich um alles nicht kränken will, nur antworten: ich werde gehen. Denn meine Überzeugung wechseln dir zu Liebe, das kann ich nicht; aber meinen Wohnsitz wechseln, wenn mein Verbleiben dir Kummer bereitet und an anderen Orten die Möglichkeit zu leben vorhanden ist, das kann und das will ich tun. Du wirst

daraus sehen, daß ich, soweit es mir sittlich möglich ist, alles tun will, um deine Liebe nicht zu verlieren.“ Ihr seht daraus meine Jungen, wie ehrerbietig dem Vater gegenüber und wie treu zugleich gegen seine Überzeugung der Sohn handelt, wie tapfer er sein Schicksal auf sich nimmt, und diesen Weg ist Treitschke sein ganzes Leben hindurch gegangen. Er kommt jetzt als Professor nach Freiburg in Baden, und hier wird er nicht heimisch. Er sitzt hier als protestantischer Norddeutscher in einem streng katholischen Winkel Süddeutschlands und muß somit als Mann des freien Wortes und der mutigen Tat auf den heftigsten Widerstand stoßen. Gespannt sind seine Blicke nach dem Norden und nach Berlin gerichtet, wo Otto von Bismarck preußischer Ministerpräsident geworden ist. Treitschke sieht in Bismarck noch den reaktionären Preußen und noch nicht den künftigen Reichsgründer, der durch seinen Streit mit dem preußischen Abgeordnetenhaus die Abneigung der Süddeutschen gegen Preußen nur noch steigert. Aber Bismarck hat in ihm den mutigen, federgewandten, für Preußen-Deutschland kämpfenden Streiter erkannt, und er wünscht, ihn nach Berlin zu ziehen. Wie gern hätte Treitschke den Norden mit dem Süden vertauscht, als der von Bismarck eigenhändig geschriebene Brief in seine Hände gelangte! Aber seine Überzeugung hindert ihn, seine Feder in den Dienst eines Mannes zu stellen, dessen innere Politik er ablehnen zu müssen glaubt, und so schreibt er betrübten Sinnes Bismarck ab und bleibt zunächst in Baden. Dann zieht das Jahr 1866 herauf, das Jahr des deutschen Bruderkrieges zwischen Preußen auf der einen und Österreich und den meisten deutschen Mittelstaaten auf der andern Seite. Treitschke steht natürlich auf der preußischen Seite; Baden aber gehört zu den Gegnern Preußens. So glaubt es Treitschke mit seinem Gewissen nicht vereinigen zu können, wenn er länger in Freiburg bliebe. Er muß für Preußen eintreten, das gebietet ihm seine Überzeugung, und er darf als Professor in Baden nicht gegen Baden wirken, das verbietet ihm sein Pflichtgefühl. So gibt er freiwillig seine Professur in Baden auf, und als jetzt ein zweiter Ruf Bismarcks an ihn ergeht, folgt er ihm und verlegt seinen Wohnsitz und Wirkungskreis nach Berlin. Hier unterstützt er weitgehend und aus voller Überzeugung die Politik Bismarcks; hat er doch jetzt in Bismarck den Mann erkannt, der allein instande sein wird, seinen Wunsch der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung zu erfüllen. Bismarck verschafft ihm eine Professur in Kiel; aber bald wendet sich Baden wieder an ihn und bietet ihm einen Lehrstuhl an der Universität Heidelberg an. Mit Bismarcks Einverständnis nimmt Treitschke den Ruf nach Heidelberg an, um jetzt in Baden für Preußen zu wirken. Als dann im Jahre 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbricht, fordert Treitschke in zündender Rede seine Studenten zum Eintritt ins Heer auf und legt seinen Aufruf an das deutsche Volk u. a. in dem vielen von Euch aus dem Unterrichte bekannten Gedicht vom preußischen Adler nieder.

Wohl war das Bismarckreich nicht ganz die Erfüllung der Wünsche Treitschkes; er hatte für den Einheitsstaat und nicht für den Bundesstaat geworben und gewollt, daß all die Rheinbundskronen verschwinden; aber daß ein großer Schritt vorwärts getan war, erkannte er an und war zur Mitarbeit am Ausbau des Reiches bereit. Auf Wunsch von Bismarck vertauschte er seinen Lehrstuhl an der Universität Heidelberg mit dem gleichen Lehrstuhl an der Universität Berlin; auch wurde er Mitglied des deutschen Reichstages. Aber lange hielt es ihm dort nicht; das Parteigezänk widerte ihn an, und da er die dem deutschen Volke vom Judentum wie vom politischen Katholizismus drohenden Gefahren bald sah und gegen sie eine scharfe Feder führte, so war er schweren Angriffen ausgesetzt. Mit der Politik des Reiches blieb er bis zuletzt aufs engste verbunden und trat für Bismarck in Wort und Schrift ein. Seine Hauptarbeit galt jetzt seinem Lebenswerk, der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert. Das Werk schreibt nicht der außerhalb der Dinge stehende, rein sachlich berichtende Gelehrte, sondern der glühende Vaterlandsfreund, der mitten in den Kämpfen seiner Zeit steht und die Geschichtsschreibung dem Leben und dem Ringen für sein Volk dienstbar macht. Männer, die sich der werdenden deutschen Einheit entgegensetzten wie Metternich, lehnt er mit aller Bestimmtheit ab; zu den Männern aber, die Bausteine herbeischafften für das deutsche Haus, bekennet er sich mit begeisterten Ausführungen. Nicht Treitschke, der Stubengelehrte, sondern Treitschke, der Kämpfer, findet hinreißende Worte für die Geschichte seiner Zeit. So schafft er nicht nur ein gewaltiges Geschichtswerk, sondern ein Meisterstück deutscher Literatur, das die Zeiten überdauern wird. Rudolf Lange hat einmal mit Recht gesagt: „Treitschke und seine deutsche Geschichte unserm Volke in die Erinnerung zu rufen, sollten wir gern

jede Gelegenheit benutzen.“ Leider hat ihm der Tod die Feder zu früh aus der Hand genommen, und das Werk blieb unvollendet, ein unerseßlicher Verlust. Und wie der Schriftsteller, so war der Lehrer und Amtsgenosse. Mein Berliner Geschichtslehrer an der Universität, Paul Scheffer-Boichorst, hat uns einmal erzählt, daß er im Jahre 1890 dem Rufe von Straßburg nach Berlin auch deshalb gefolgt sei, weil er in Berlin mit Heinrich von Treitschke zusammenwirken konnte. Die Studenten ergriff, ob Historiker oder nicht, strömten in seine Vorlesungen, und die jungen Menschen ergriff ein tiefer Schmerz, als sie eines Tages am Schwarzen Brett der Universität Berlin den Anschlag lasen: „Den Herren Studierenden wird hierdurch zur Kenntnis gebracht, daß der ordentliche Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Heinrich von Treitschke am 28. April 1896 gestorben ist. Der Dekan: Scheffer-Boichorst.“ Wie sehr Treitschke in unsere Gegenwart hineinreicht, beweist allein die Tatsache, daß der Nationalsozialistische Staat schon im Jahre 1933 eine Volksausgabe von Treitschkes deutscher Geschichte herausgab, zu der Alfred Rosenberg selbst das Vorwort geschrieben und hier folgende Würdigung Treitschkes gegeben hat: „Es ist Pflicht, Heinrich von Treitschkes zu gedenken, jenes Volkspreußen, der mit schneidender Klinge und tiefinnerlicher Wahrhaftigkeit um die Seele seiner Zeit, um die Gestalt des deutschen Staates kämpfte. Treitschke hat innerhalb des dynastischen Systems schärfste Worte gefunden gegen Verrat durch Fürsten oder Dynastien. Er hat in einer Zeit der Herrschaft des Liberalismus und der jüdischen Hochfinanz das einprägende Wort gesprochen, daß die Juden Deutschlands Unglück seien; er hat inmitten einer heraufsteigenden Stärkung des universalistischen Zentrums für die preußisch-deutsche Staatsidee gekämpft. Unsere Zeit wird feststellen, daß Heinrich von Treitschke innerlich zu uns gehört.“ Und so glaube ich sagen zu können: Was Alfred Rosenberg für unsere Hitler-Zeit ist, das war Treitschke für die Bismarck-Zeit. Ist Alfred Rosenberg Ründer und Deuter der Weltanschauung von unserm Führer Adolf Hitler, so ist Treitschke der Herold des Bismarckreiches. Spricht Alfred Rosenberg in der Marienburg über den deutschen Ordensstaat, so schreibt Treitschke einen bahnbrechenden Aufsatz über das Ordensland Preußen. Betrachtet Treitschke die Geschichte vom Standpunkte der werdenden deutschen Staatseinheit aus und würdigt er nach der Einstellung zu ihr Männer und Ereignisse, so sieht Alfred Rosenberg die Geschichte im Sinne der deutschen Volkwerdung und weist danach Persönlichkeiten und Taten ihren Platz an. Hat Alfred Rosenberg am 30. April 1934 auf der Marienburg gesagt: „Gerade in den dunklen Tagen nach der schweren Stunde von Tannenberg wurde dem Orden sein allergrößter Mann geschenkt, eine Persönlichkeit, aus deren Charakterstärke das deutsche Volk und die deutsche Jugend auch heute neue Energien schöpfen mußte. Als alles verloren schien, da setzte sich Heinrich von Plauen in der Marienburg fest. Ungeachtet aller Verzweiflungsrufe, nur auf sich selbst gestellt, mit dem festen Willen, auf der Burg des Ordens zu sterben oder zu siegen, hielt dieser große Mann die Festung und rettete noch einmal den deutschen Osten von einer tödlichen Umklammerung“, so schreibt Treitschke am 15. Juli 1856, dem Tage von Tannenberg, an seinen Freund Wilhelm Rößk: „Ich gehe jetzt an meinen dramatischen Plan. Der Held ist Heinrich von Plauen, jener deutsche Ordensmeister, der zu grunde ging in dem Konflikt der freien Tatkraft mit dem engen positiven Rechte. Der Retter des Ordens in seiner größten Gefahr war er allein zum Herrscher berufen; seine gewalttätige Hand allein konnte die sittliche Fäulnis, die an seinem Lande zehrte, vernichten. Sein Plan, durch einen großen Krieg die drohende Übermacht Polens zu zerstören, zerschellte an den Schranken des Rechts, die er überschritt, an der Gleichgültigkeit und kleinlichen Intrigue seiner Umgebung, die ihn nicht verstehen konnte. Er ward gestürzt.“ So erkennen wir, daß Heinrich von Treitschke und Alfred Rosenberg das gleiche Urteil über den letzten Ritter der Marienburg haben. Mit hoher Befriedigung stellen wir fest, daß wir im Sinne zweier so großer deutscher Männer wie Treitschke und Rosenberg handelten, als wir unserer Schule in der alten Ordensstadt Elbing den stolzen Namen gaben: Heinrich von Plauen.“

Am 10. November 1934 gedachten wir in einer Schulfeier des 175. Geburtstags unseres Dichterfürsten Friedrich von Schiller. Da der 10. November auch der Geburtstag Martin Luthers ist und der Weihtag unserer Schule, so wurde erst dieser Dinge Erwähnung getan. Der Direktor führte aus:

„Wir feiern Luther nicht wegen irgendwelcher kirchlicher Ansichten, sondern wegen seines ferndeutschen Wesens. Nachdem er in der Klosterzelle festen Boden gefunden hat wie Adolf Hitler im Lazarett in Pasewalk, schreitet er am 11. Oktober 1517 zur Tat wie Hitler am 9. November 1923. Aber die gegnerischen Mächte sind noch zu stark, und so steht Luther am 18. April 1521 vor dem Reichstag in Worms wie Hitler im April 1924 vor dem Gerichtshofe in der Kriegsschule in München. Und wie Luther vor Kaiser und Reich erklärt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“, so sagt Hitler den Richtern ins Gesicht: „Die Richter dieses Staates mögen uns ruhig ob unseres damaligen Handelns verurteilen, die Geschichte als Richterin einer höheren Wahrheit und eines besseren Rechts, sie wird dennoch dereinst dieses Urteil lächelnd zerreißen, um uns alle freizusprechen von Schuld und Sühne.“ Luther verschwindet auf der Wartburg und übersetzt die hebräisch-griechische Bibel ins Deutsche; Hitler kommt auf die Festung Landsberg am Lech und schreibt sein Buch „Mein Kampf“, das — ergänzt durch Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ und Darres „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“ das Bekenntnisbuch des deutschen Menschen wird. Und Heinrich von Plauen? Zwei Daten seien aus seinem Leben herausgehoben, der 9. November 1410 und der 14. Oktober 1413. Am 9. November 1410 wird der Retter der Marienburg zum Hochmeister des Deutschen Ordens gewählt; am 9. November 1923 entstehen der nationalsozialistischen Bewegung ihre ersten Blutzengen vor der Feldherrnhalle in München; am 14. Oktober 1413 wird Heinrich von Plauen gestürzt, weil er den gefährlichen Ring, der sich damals um den Ordensstaat zu legen drohte, sprengen wollte, aber von seinen eigenen Leuten nicht verstanden wurde. Am 14. Oktober 1933 trat Hitler aus dem Völkerbunde aus; damit streift er die Fesseln ab, die der Feind uns angelegt hatte, und fordert ein Deutschland der Ehre, des Friedens und der Gleichberechtigung. Heinrich von Plauen war damals für unsere nordostdeutsche Grenzmark das, was Hitler heute für Deutschland ist. So war mit dem Sturze des heldenhaften Heinrich von Plauen der Untergang des Ordens besiegelt. Seien wir alle unserm Führer die Gefolgschaft, die er nötig hat, um Deutschland zu einer besseren, größeren Zukunft zu führen. Vor allem aber gehört der heutige Tag dem Andenken Schillers Die Wilhelminische und erst recht die Weimarer Zeit hat sich von ihm abgewandt, weil sein deutsches Wesen dem materialistischen, parlamentarischen, internationalen Grundzuge der Zeit nicht entsprach. „Mehrheit ist Unsinn; Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.“ Er lehnt die Gleichheit der Menschen ab und fordert Würdigung der Leistung. Er kämpft in den „Räubern“ gegen die Tyrannen, in „Kabale und Liebe“ gegen die zwischen Menschen des gleichen Volkes aufgerichteten Schranken. Im „Don Karlos“ verherrlicht er den Staat Friedrichs des Großen. Straffe Führung und strenge Zucht, aber Gedankenfreiheit, nicht Despotie und Gewissenszwang. „Ich will nicht herrschen über Sklavenseelen.“ Schiller fordert Würdigung des Volksgenossen nicht nach dem Stande, sondern nach der Leistung. „Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen, und wieviel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären!“ Seine Worte: „Den Menschen macht sein Wille groß und klein“; „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Welken thron“; „Nur der Starke wird das Schicksal zwingen, wenn der Schwächling unter sinkt“ künden den heldischen, nordischen Menschen, und Schiller sind sie während seines ganzen Lebens Wegweiser gewesen. Je mehr Schiller reift, umso mehr findet er den Weg zu seinem Volke, und sein „Wilhelm Tell“, dieses herrliche Stück für ein freies Bauernvolk, das Unbilliges nicht ertragen kann und über das sich als Leitwort Schillers Wort aus der Jungfrau von Orleans setzen läßt: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“, ist eine Erhebung für jeden deutschen Volksgenossen. In jeder der Schillerschen Abhandlungen steckt, so sagt Alfred Rosenberg im Mythus des 20. Jahrhunderts, eine so große Menge tiefer, unser Wesen aufschließender Beobachtungen, daß jeder Deutsche sie kennen mußte. So wird Schiller auch dem neuen Deutschland wertvoll sein.

Ein wichtiger Tag für die Geschichte unserer Heinrich-von-Plauen-Schule war der 12. März 1935. Zum erstenmal hatten sich Oberprimaner sowohl des Reform-

realgymnasiums wie auch der Oberrealschule der Reifeprüfung unterzogen. Nun wurde den Reifeprüflingen beider Schulformen in gemeinsamer Feier das Zeugnis der Reife ausgehändigt. Der Direktor gab den scheidenden Reifeprüflingen das Wort von Alfred Rosenberg mit auf den Weg:

„Freiheit besteht nicht in dem grenzenlosen Umherschweifen des einzelnen, sondern in dem Ringen, den größten Vorbildern der Vergangenheit gleichwertig zu sein und damit sich hinzugeben für die Freiheit der ganzen Nation.“ Er erinnert die Oberrealschüler an die Geschichtsstunden, in denen ständig versucht worden ist, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Verbindung zu bringen, wobei unsere großen Geschichtsdeuter Heinrich von Treitschke und Alfred Rosenberg unsere ständigen Begleiter waren, Treitschke, der in seinem Aufsatze über die Freiheit sagt: „Hat ein Volk überhaupt das Zeug dazu, in dem erbarmungslosen Rassenkampfe der Geschichte sich und sein Volkstum zu erhalten, so wird jeder Fortschritt der Gesittung die feineren, tieferen Eigenschaften seines Charakters nur noch schärfer ausbilden . . . Wir müssen die Erkenntnis der Arbeit gewinnen, jeglicher ehrlichen Arbeit . . . Was du auch tust, um reiner, reifer und freier zu werden, du tust es für dein Volk“ und Rosenberg, der verkündet: „Der beste Nationalsozialist ist jener, der auf seinem Gebiete für sein Volk die beste Leistung aufzuweisen imstande ist.“ Solche besten Nationalsozialisten zu werden, können wir uns alle bemühen, und darum müssen wir es tun. Weltanschauung und Politik bauen den neuen nationalsozialistischen Staat. Wird diese Weltanschauung in Ihnen zu einem Glauben, der Berge versetzen kann, dann sind Sie auch religiös, dann haben Sie Religion. „In irdischen Werken erprobt sich die beste Tugend (Treitschke).“ „Überall, wo ein Mensch tapfer höchsten Werten dient, da ist Gott (Rosenberg).“

So schieden die Reifeprüflinge von ihrer Schule, um nicht wie ihre Väter nun auf Deutschlands hohe Schulen zu ziehen und auf den Commeruniversitäten Heidelberg, Freiburg, Tübingen oder Jena die akademische Freiheit in vollen Zügen zu genießen, sondern um zunächst im Arbeitsdienste freiwillige Arbeit im Dienste der großen deutschen Volksgemeinschaft zu leisten und damit zu beweisen, daß Freiheit und Dienst keine Gegensätze sind, sondern sich zu einer Einheit verbinden lassen. Im Unterschiede zu den Reifeprüflingen der großen Städte, besonders der Reichshauptstadt Berlin, verlassen viele unserer Schüler mit der Schule auch ihre Vater- und Schulstadt, und nur wenige kehren zu dauerndem Aufenthalte in sie zurück. So ist es hier schwerer, das Band zwischen Schule und Schülern nicht abreißen zu lassen, als etwa in Berlin, wohin doch die meisten nach kürzerer oder auch längerer Abwesenheit wieder zurückkehren. Und doch wäre es sehr schade, wenn nicht alles versucht würde, um die Plauen-Gemeinde auch über die Schulzeit hinaus zusammenzuhalten. Ein solcher Versuch ist die am 19. März 1937 ins Leben getretene Vereinigung ehemaliger Schüler der Heinrich von Plauen-Schule, um deren Zustandekommen sich unser Studienrat Dr. Moeller, Reifeprüfling unserer Schule von Ostern 1909, besonders bemüht und deren Führung der Elbinger Rechtsanwalt Dr. jur. Herbert Erdmann in dankenswerter Weise übernommen hat. Eine nicht unbeträchtliche Zahl ehemaliger Schüler hat sich diesem jungen Verbände bereits angeschlossen. Wir hoffen, daß ihre Zahl immer größer werden

wird und daß sie ihre Bestimmung erfüllen wird, die Schüler möglichst alle auf Lebenszeit mit der Schule in mehr oder weniger enger Verbindung zu halten. Nicht alle Schüler, die einmal in unsere Schule eingetreten sind, haben sie bis zur Reifeprüfung besucht; war doch mit unserer Schule viele Jahre hindurch eine Realschule verbunden, die nur bis zur mittleren Reife führte. Mögen die Schüler ins Berufsleben übergegangen sein, von welcher Klasse sie wollen, sie haben alle ihre ganze Schulausbildung oder auch nur einen Teil davon auf unserer Schule empfangen, sie gehören doch alle zu uns und damit in die Vereinigung ehemaliger Schüler unserer Heinrich von Plauen-Schule. Sie versuchen alle, der eine an dieser, der andere an jener Stelle, ihre Stellung auszufüllen, und sind uns so alle gleich wertvoll. So werden sich hier alle finden, die einmal gemeinsam die Schulbank gedrückt haben, und uns Lehrern wie ehemaligen Schülern wird es leichter werden, von dem Schicksalswege, den die Kameraden gegangen sind, zu erfahren; die in Elbing gebliebenen oder nach Elbing zurückgekehrten Schüler werden öfter zu einer unterhaltenden und gemütlichen Stunde sich zusammensetzen, um gemeinsame Erinnerungen und in vertrautem Umgange ihre Lebenserfahrungen auszutauschen. Diejenigen Schüler aber, die das Leben mehr oder weniger weit weg von Elbing geführt hat, werden immer wissen, an wen sie sich wenden können, wenn sie den Wunsch haben, von denen zu hören, mit denen sie zusammen die schöne Jugendzeit verlebt haben. Und wenn sie dann einmal ihr Weg wieder nach Elbing bringt, um hier kürzere oder längere Zeit zu verweilen, sie werden sich in der Stadt ihrer Jugend nicht fremd vorkommen, sondern bald den Anschluß finden, den sie suchen, und schnell wieder heimisch sein. So freuen wir uns alle dieser neuen Vereinigung.

Aber die ehemaligen Schüler wollen nicht nur durch Pflege der Geselligkeit die Beziehungen untereinander und mit ihren Lehrern aufrecht erhalten; sie stellen sich auch helfend in den Dienst der Schule. So erscheint bei der Schulfeier für das Erntedankfest 1936 unser früherer Schüler **Arnold Wiebe** in unserer Mitte und hält vor der Schulgemeinde einen Vortrag über seine Erlebnisse in Österreich. Er hat ein Jahr in Graz studiert; er ist in dem ganzen Lande herumgezogen und hat es mit offenen Augen betrachtet. In klarer, fesselnder und sehr unterrichtender Darstellung zeigt er die Arbeit der überstaatlichen Mächte in dem deutschen Bruderlande und vergleicht die Lage des Bauernstandes in Österreich und im Reiche. Besonders aufmerksam hören die Jungen zu, als er von dem Leben und Treiben der Hitler-Jugend in Österreich berichtet. Unsere Hitler-Jungen aus der Kampfzeit werden an ihr eigenes Erleben in den schweren Jahren vor der Machtübernahme durch unsern Führer Adolf Hitler erinnert. Unter unseren Schülern sitzen viele vom Lande; sie wissen, was der deutsche Bauernstand unserm Führer Adolf Hitler, dem Reichsbauernführer **R. Walther Darré** und der nationalsozialistischen

Weltanschauung überhaupt verdankt; sie erkennen jetzt erst recht, was in Deutschland schon alles geschehen ist, um das Wort Adolf Hitlers zu verwirklichen: „Das deutsche Volk wird ein Bauernvolk sein, oder es wird nicht sein.“ Und unsere Stadtrungen lernen mit aller Deutlichkeit, warum es nicht der Förderung eines einzelnen Standes, sondern des ganzen deutschen Volkes galt, wenn die Regierung des Dritten Reiches ihre erste Sorge der Rettung des deutschen Bauern vor dem ihm drohenden Untergange zugewandt hat. Die Heinrich von Plauen-Schule hat sich immer darüber gefreut, daß gerade die Bauern aus der Umgebung der Stadt Elbing ihre Söhne gern ihr anvertraut haben, und sie kann mit Befriedigung feststellen, daß viele dieser gesunden und kräftigen Jungen vom Lande in der Schule ihren Mann gestanden haben und doch nicht in städtische Berufe übergetreten, sondern ihrem Heimatboden und der deutschen Scholle treu geblieben sind. Stadt und Land ein enges Band!

Und wie hier, so galt es auch auf allen andern Gebieten, die Klüfte zu überbrücken und nach Möglichkeit nicht in die Erscheinung treten zu lassen, welche im Verlaufe der deutschen Geschichte entstanden sind und dauernd das deutsche Volk zu zerreißen drohten. Hierhin gehört auch die konfessionelle Spaltung. Sie wurde immer in der Schule offenbar, wenn die evangelischen Schüler zur Andacht in den Festsaal gingen und die nichtevangelischen deutschen Jungen in den Klassen zurückblieben. Und so entschlossen wir uns, mit Beginn des Schuljahres 1935/1936 die konfessionellen Andachten einzustellen. Unsere Absicht wurde noch dadurch erhärtet, daß es eine Reihe evangelischer Schüler der oberen Klassen mit ihrer Überzeugung nicht mehr für vereinbar erklärte, wenn sie an einer konfessionellen Andacht teilnahme. Unsere Schule soll eine deutsche Schule sein und daher alles das fördern, was das Bewußtsein des gemeinsamen deutschen Blutes stärkt und der Zerklüftung einer schweren Vergangenheit Abbruch tut. Wenn die einzelnen Konfessionen im Religionsunterrichte unter sich sind, mögen sie dort unbeschadet ihres Deutschtums ihren Bräuchen leben und ihre Feste feiern. Feste der ganzen Schule aber sind deutsche Feste und sollen allein der Verinnerlichung des deutschen Gedankens und der Vertiefung der nationalsozialistischen Weltanschauung dienen. „Der Streit um die Dogmen ist zu Ende; das Ringen um die Werte hat begonnen“, sagt Alfred Rosenberg; „der reinste und schönste Glaube an Gott ist der Glaube an Deutschland“, singt Herybert Menzel; „wenn wir die Jugend zu Deutschland führen, führen wir sie zu Gott“, erklärt unser Reichsjugendführer Baldur von Schirach. Und so schrieb der Direktor beim Jahreswechsel 1935/1936 an die Jugendwalter unserer Heinrich von Plauen-Schule: „Alles, was zur Schaffung der deutschen Volksgemeinschaft beiträgt, hat die Schule zu fördern gesucht; alles, was an Spaltung in unserem Volke erinnert, hat sie gehemmt. Nur aus diesem Beweggrunde heraus sind die regelmäßigen konfessionellen Andachten eingestellt worden. Hier

konnten wir nicht die ganze Schulgemeinschaft zu einer Einheit zusammenfassen, sondern ein Teil der Schüler blieb in den Klassen zurück, und der Riß trat sichtbar in die Erscheinung. Wer darin eine Abwendung von religiöser Erziehung sieht, irrt; wenn Sie einer solchen Auffassung begegnen sollten, bitte ich Sie, ihr entgegenzutreten. Die Glaubensstreue hat Adolf Hitler die Stärke zum Durchhalten und den Sieg über den stofflich gerichteten Marxismus und den Parteienstaat gegeben; sie soll auch in unserer Jugend eine unüberwindliche Kraft werden und sie eintreten lassen für die in unserem Volke und in unserem Blute liegenden tiefinnerlichen Ewigkeitswerte." In Elbing ist es Sitte gewesen, daß die Erinnerung an den 31. Oktober 1517, an den Tag, an dem Martin Luther seine 95 Streitsätze an die Schloßkirche in Wittenberg schlug, durch einen gemeinsamen Kirchengang wachgerufen wurde. Für den 31. Oktober 1936 ordnete unsere vorgesetzte Behörde eine Schulfier morgens um 8 Uhr an; die Feier sollte so rechtzeitig beendet sein, daß die Schüler, die zum Gottesdienste gehen wollten, daran nicht gehindert wurden. So fand auch bei uns die angeordnete Schulfier statt. Studienrat Strauch spielt auf der Orgel eine Fuge von Bach. Gemeinsam wird der 1. Vers des Lutherschen Kampfliedes „Eine feste Burg ist unser Gott“ gesungen. In seiner Ansprache geht der Direktor von dem altbösen Feinde aus und schildert die Kirche der damaligen Zeit, die zu einer politischen und wirtschaftlichen Macht geworden war. Ihm tritt der deutsche Gottsucher Martin Luther gegenüber, der selbst Mönch gewesen ist und an eigenem Leibe die Heilswege der Kirche kennen gelernt hat. Der Direktor verliest aus Rosenbergs Mythos folgende Stelle: „Luthers Großtat liegt nicht auf dem Gebiet der Kirchengründung, sondern ist viel bedeutsamer als die Herbeiführung einer bloßen Kirchenspaltung. So sehr Luther auch noch tief im Mittelalter steckte, seine Tat bedeutet die große Umwälzung in der Geschichte Europas nach dem Eindringen des römischen Christentums: Luther verneinte das Priestertum an sich, d. h. die Berechtigung einer Menschenkaste, welche vorgab, zur Gottheit in näherer Beziehung zu stehen wie andere Menschen, die auf Grund einer sogenannten „Gotteswissenschaft“ sich anmaßte, besseren Bescheid über die Heilspläne Gottes im „Himmel“ zu besitzen. Durch die Gesamtheit der antirömischen Bewegungen wurde Europa gerettet, und der größte Retter des Abendlandes ist Martin Luther deshalb, weil er das Wesen bekämpfte, aus dem sich das zaubergewaltige Priestertum als Fortsetzung der Priestergesellschaften Vorder- und Mittelasiens ergab. Der deutsche Bauernsohn wurde somit zur Achse einer neuen Weltentwicklung, dem alle Europäer dankbar sein müßten; denn er hat nicht nur die Protestanten frei gemacht, sondern auch die Katholiken vor seelischem Untergange gerettet.“ Der Direktor zeigt weiter, wie die Leitsätze von Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ den deutschen Menschen offenbaren, der freiwillig und aus innerstem Drange, nicht gezwungen handelt und

so seiner ganzen Natur entsprechend zum Diener an der Gesamtheit wird. Daß Luther ein Befreiungskämpfer nordischer Art gewesen ist, beweist schon die Tatsache, daß gerade die germanischen Völker ihm gefolgt sind. Aber ein Kampf gegen eine solche Überfremdung wird nicht in einem Geschlechte ausgefochten, er dauert Jahrzehnte und Jahrhunderte, und so konnte Luther wohl Bahnbrecher, aber nicht Vollender sein, und wir wären Luthers nicht würdig, wenn wir nicht über ihn hinauskämen. Wohin der Weg führen wird und muß, sagt uns Rosenberg im Mythos: „Der Protestantismus offenbart sich von Anfang an als geistig gespalten. Als Abwehrbewegung betrachtet, bedeutet er das Aufbäumen des germanischen Freiheitswillens, des nationalen Eigenlebens, des persönlichen Gewissens. Fraglos hat er für all das den Weg gebrochen, was wir heute Werke höchster Kultur und Wissenschaft nennen. Religiös aber hat er versagt, weil er auf halbem Wege stehen blieb und an die Stelle des römischen das jerusalemitische Zentrum setzte. Luther vollbrachte, als er in Worms die Hand zugleich auf das Neue und Alte Testament legte, eine von seinen Anhängern als sinnbildlich betrachtete und als heilig verehrte Tat. Am Buchstaben dieser Bücher wurde fortan die Gläubigkeit und der Wert des Protestantismus gemessen. Wieder lag der Wertmesser für unser Seelenleben außerhalb des deutschen Wesens. Erst sehr spät entledigte sich Luther der „Sünden und ihrer Lügen“ und erklärte, daß wir mit Moses nichts mehr zu schaffen hätten. Aber unterdessen war die „Bibel“ ein Volksbuch geworden und die alttestamentliche „Prophetie“ Religion. Damit war die Verjudung und Erstarrung unseres Lebens um einen neuen Schritt vorwärts getrieben, und es ist kein Wunder, daß fortan blonde deutsche Kinder allsonntäglich singen mußten: „Dir, Dir, Jehova will ich singen; denn wo ist wohl ein solcher Gott wie Du.“ Der Direktor führt weiter aus, daß die Verschiedenheit der Rassen gottgewollt ist und daß in der Richtung des Luther von 1520 und des Verfassers des Mythos die Reinigung des Glaubens von allem, was uns wesensfremd ist, erfolgen muß. Um einen unserer Art gemäßen Glauben geht der Kampf. Als gewaltiger Gegner steht uns zunächst das alles zersetzende Judentum gegenüber, das im Bolschewismus zur Weltherrschaft strebt und von höheren sittlichen Werten nichts weiß. Ihm stellen wir das Führerwort gegenüber: „Wehe dem, der nicht glaubt!“ Der alte Gegner Luthers ist nicht überwunden, ja verlangt von neuem nach äußerer Macht. Und schließlich gehören dahin auch die Menschen, denen Luther nicht der große kämpfende deutsche Mann und Gottsucher, sondern ein Heiliger ist, dem man, am Buchstaben klebend, folgen muß, ohne sein Werk fortzusetzen. Wir aber glauben an den Sieg; denn wir sind davon durchdrungen, daß unser Glaube an Rasse und Blut gottgewollt ist. Darum wird Gott mit uns sein. So singen wir mit dem kämpfenden Luther den 4. Vers seines Trugliedes: „Das Wort, sie sollen lassen stahn.“ Dem gemeinsamen Gesange folgt ein Orgelspiel, das in das

niederländische Dankgebet mit dem gewaltigen Schlusse „Herr, mach uns frei!“ ausklingt. Damit ist die Feier beendet. Der Unterricht fällt aus. So ist den Schülern eine freiwillige Teilnahme mit ihren Angehörigen an gottesdienstlichen Veranstaltungen ermöglicht. Ob und wie weit die Schüler davon Gebrauch gemacht haben, ist natürlich nicht festgestellt worden. Zu den schönsten Festen, die aus der Zeit unserer germanischen Vorfahren hineinreichen bis in die Gegenwart und sich auch in aller Zukunft behaupten werden, gehört das Fest der Wintersonnenwende, das Fest des wiederkehrenden Lichtes, das Fest des Sieges des Lichts über die Finsternis, das Fest der geweihten Nacht, der Weihenacht. Die christliche Kirche feiert an diesem Tage die Geburt ihres Herrn und Heilands. Es galt, dem Feste den richtigen Rahmen als deutsches Fest zu geben und unsere ganze deutsche Schuljugend zu einer großen, geeinten Gemeinde zusammenzuschließen. Mit den Jugendwaltern wurde die Vortragsfolge in sorgfältiger Erwägung durchgesprochen; Jungbannführer Heinz Ramstetter erlauchte die Stimmung der Jungen selbst. Auch mit dem Pfarrer Georg Lindner von unserer St. Annengemeinde, in deren Bezirk unsere Heinrich von Plauen-Schule liegt, wurde Fühlung genommen. Von ihnen allen wurden die Vorschläge gebilligt, und von den Jugendwaltern nahmen Frau Charlotte von Sacken, Frau Hilde Langner, Major Gißmann und Jungbannführer Heinz Ramstetter an der Feier teil. Die Religionslehrer wurden aufgefordert, im Rahmen ihrer Religionsklassen christliche Weihnachtsfeiern zu halten und die letzte Religionsstunde vor den Weihnachtsferien darauf zu verwenden. Die Feiern brauchten nicht in der Klasse, sondern konnten auch im Gesangzimmer oder im Festsaale stattfinden. Am 23. Dezember 1936 um 9 Uhr vereinte sich dann die ganze Schulgemeinde unter den Kerzen des deutschen Tannenbaums zur Gemeinschaftsfeier im Festsaale. Nachdem der Schülerchor den „Feuergruß“ gesungen hat, verliest der Direktor den Aufsatz „Wintersonnenwende“, den der Reichsinnenminister Dr. Wilhelm Frick in der Ausgabe des „Völkischen Beobachter“ vom 24. Dezember 1935 veröffentlicht hat. Hier heißt es: „Sowie die Sonne über die Finsternis siegt, so glaubten unsere Urbäter an den Sieg des Rechtes, der Wahrheit und der Freiheit. Das Symbol der siegenden Sonne war das Sonnenrad: das Hakenkreuz . . . Die Bewegung Adolf Hitlers trug das Sonnenrad, das sieghafte Zeichen des Hakenkreuzes, an ihren Fahnen . . . Es kam der Tag des Sieges . . . Ein ganzes Volk aber dankt der Vorsehung für den Sieg des Glaubens, des Rechts und des Lichts, der uns der Sieg des Friedens geworden ist. Diesen inneren Frieden hat das deutsche Volk nach langen Jahren der heftigsten Kämpfe errungen. An die Stelle internationaler Phrasen und fremdsötkischer Haßgefänge trat die Idee der Volksgemeinschaft, die vom Führer geforderte nationale Solidarität, der praktische Sozialismus der Tat. So wie wir diesen inneren Frieden stark und ehrlich erkämpft haben, so wollen wir auch den äußeren Frieden

mit der ganzen Welt, mit allen Völkern erkämpfen, die guten Willens sind. Das ist unser Glaube an den Sieg des Lichtes, an den Sieg der Idee des Führers — unser deutscher Weihnachtsglaube.“ Der Schülerchor singt: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Der Direktor legte seiner Ansprache den Ausspruch von Herder: „Licht, Liebe, Leben“ zu grunde. Licht! Vorgestern Winter Sonnenwendfeier der Hitler-Jugend auf dem Gänseberge, heute Versammlung der Schulgemeinde bei den Kerzen des Lichterbaumes. Es ist Licht geworden in Deutschland. Der Glaube unseres gottgesandten Führers, daß unser deutsches Volk ewig sei, wenn wir wollen, hat sich durchgesetzt trotz der Pharisäer, die den Silberstreifen am Horizont zu sehen vorgaben, obgleich sie selbst wohl nicht recht an ihn glauben konnten, und der Schriftgelehrten, die den Untergang des Abendlandes verkündeten. Leben! Leben in Deutschland überall, wohin wir blicken. Noch im Jahre 1932 fand die Jugend kein Unterkommen; heute holt man schon die Unterprimaner von der Schule weg, weil sie notwendig gebraucht werden. Noch vor vier Jahren am goldenen Sonntag zwar Getriebe auf den Straßen, aber Leere in den Geschäften; wie ganz anders am letzten goldenen Sonntag! Liebe! Adolf Hitler hat gesagt: „Die Menschen kommen, und die Menschen sterben. Aber die Gemeinschaft, aus der sich immer wieder die Nation erneuert, sie soll ewig sein. Und für diese ewige Gemeinschaft tretet ihr ein, indem ihr für sie sorgt.“ Alfred Rosenberg erklärt: „Sozialismus ist Volksgemeinschaft des Herzens und Volksgemeinschaft der Tat.“ R. Walther Darré, über das Wort „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ hinausgehend, ruft uns zu: „Volk! Sippe! Du! Das ist ein altes germanisches Wort und heißt eindeutig: Erst kommt dein Volk, dann deine Sippe, und dann erst kommst du.“ Aber nicht Liebe aus Gnade, sondern Liebe auch Achtung vor der Leistung. Wer von den 23 000 Weihnachtsfeiern, die die NSDAP. und NSV. zusammen abhielten an einem Tage und zu gleicher Stunde im ganzen deutschen Reiche, eine mitgemacht hat, wird sich von der Wahrheit des Wortes von Alfred Rosenberg überzeugt haben: „Wir schenken heute nicht mehr aus Milde, sondern wir schenken aus Pflichtgefühl. Wir geben nicht mehr mit Herablassung unsere Spenden, sondern im Bewußtsein der Gleichwertigkeit des Empfängers. Wir opfern nicht mehr aus Gnade, sondern wir geben aus Ehrgefühl. Wir wollen durch diese Taten nicht Barmherzigkeit üben, sondern nur Gerechtigkeit. Wir wollen die, die eine Gabe empfangen, nicht demütigen, sondern innerlich stolz machen und emporrichten.“ So hat das Licht über die Finsternis gesiegt; so ist das Leben in Deutschland neu erwacht; so umschlingt eine auf Ehrfurcht aufgebaute, starke Liebe alle deutschen Volksgenossen, die guten Willens sind, zu einer verschworenen Gemeinschaft. „Ihr könnt“, so hat der Reichskirchenminister Kerrl bei der Weihnachtsfeier seines Ministeriums gesagt, „nicht als einzelne leben, sondern ihr seid Glieder einer gottgewollten, blutbestimmten Gemeinschaft, eurer Nation. Wer dies fühlt und erfährt,

für den sind die Weihnachtslichter die Richtweiser für das neue Leben. Der Gemeinschaft zu dienen, das ist rechter Gottesdienst und ist der Inhalt der nationalsozialistischen Lehre. Deshalb ist das Weihnachtsfest heute nicht nur eine Familienfeier, sondern die umfassende, über die Konfessionen und die Stände hinweg zusammenschließende Feier der deutschen Volksgemeinschaft, die geschlossen hinter ihrem Führer marschiert.“ Die Gedichtfolge „Weihnachtsfuge“ von Willi Fr. Königer, die der Völkische Beobachter in seiner Ausgabe vom 25. Dezember 1935 abgedruckt hat, wurde von den Schülern vorgetragen. Studienrat Strauch spielte auf der Orgel unsere alten deutschen Weihnachtslieder. Gemeinsam wurde das Lied vom Tannenbaum gesungen. Mit der Führerehrung, an die sich das Deutschlandlied und das Horst Wessel-Lied angeschlossen, wurde die Feier beendet. In diesem Geiste feierte die Heinrich von Plauen-Schule das Weihnachtsfest 1936.

In allen Klassen hängt das Bild unseres Führers, im Festsaale das Bild des Führers und Hindenburgs, im Lehrersitzungszimmer das Bild des Führers und Friedrichs des Großen, auf dem Oberflur das Bild Friedrichs des Großen, Bismarcks, Hindenburgs und Hitlers. Dieses Hitler-Bild gezeichnet von dem damaligen Oberprimaner J o a c h i m L e h m a n n, der Ostern 1934 die Reifeprüfung bestand und dann zur Wehrmacht ging und am 21. Mai 1937 als Leutnant der Luftwaffe den Fliegertod starb. Im Amtszimmer des Direktors steht eine Büste des Führers. Zu einer Gruppe sind hier vereinigt die Bilder Friedrichs des Großen, Bismarcks und Hindenburgs, darunter das Bild Treitschkes, darunter das Bild des Führers, ihm zur Seite Alfred Rosenberg und R. Walther Darré. Den Mittelpunkt des ganzen Zimmers bildet das Bild aus dem Völkischen Beobachter vom 9. November 1935: Hitler im Kreise seiner alten Kämpfer reicht Alfred Rosenberg die Hand, darüber das Bild Schillers. An einer anderen Wand hängt das Bild: Die Knappen Heinrichs von Plauen, Aufnahmen von der Aufführung am 9., 10. und 11. November 1931. Ein anderes Bild zeigt ein Bauerngelöst in einem hinterpommerschen Ostseedorfe, wieder ein anderes die Wellen der Ostsee, des germanischen Meeres. Das ist mein Bekenntnis, und in diesem Geiste unsere Heinrich von Plauen-Schule zu führen, ist mein Bestreben. (Abb. 18.)

Das Dritte Reich will keine Sklavenseelen züchten, sondern erkennt das Recht der freien Persönlichkeit an. Es will keine Unterdrückung, sondern vertrauensvolles, selbstverantwortliches Zusammenarbeiten. Darum müssen die drei Erziehungsgemeinschaften: Elternhaus, Hitler-Jugend und Schule nicht nur nebeneinander hergehen, sondern zu einer festen, zielbewußten Gemeinschaft ohne jede Scheu und ohne jeden Argwohn vor einander zusammenwachsen. Um diese Erkenntnis in die Wirklichkeit umzusetzen und ein enges Band um die Dreiecke zu schließen, hat Reichserziehungsminister Rust die Einrichtung der Schulgemeinde und der Jugendwälder ins Leben gerufen.

Die Schaffung des Elternbeirats war zweifellos kein schlechter Gedanke des Staates von Weimar; denn es muß das Bemühen der Schule sein, mit dem Elternhaus in engster Fühlung zu stehen, da ihnen beiden das Wohl der deutschen Jugend anvertraut ist. Daß aber auch hierher die parlamentarische Wahl übertragen wurde, konnte sich böse auswirken. Die Wahlen der Weimarer Zeit waren parteipolitischer Art, und so mußte eine solche Wahl die Elternschaft in sich bekämpfende Parteien zerreißen. Es sei hier zum Lobe unserer Elternschaft gesagt, daß es an unserer Schule nie zu einer solchen Wahl gekommen ist. Stets ist eine gemeinschaftliche Liste aufgestellt worden, gegen die kein Einspruch erhoben wurde, und so galt diese Liste ohne Wahl als gewählt. Aber das Interesse unserer Eltern am Elternbeiratsrat und seiner Zusammensetzung ist immer gering gewesen; zu den Versammlungen, welche die Elternwahlen vorzubereiten hatten, ist immer nur eine verschwindende Zahl der Eltern erschienen, und der Elternbeirat hat sehr selten von sich aus eine Sitzung des Elternbeirats berufen, meist nur, wenn die Schule einen entsprechenden Wunsch äußerte. So sind vom Elternbeirat auch nur wenig Anregungen an die Schule ausgegangen. Die Einrichtung lief sich tot, und das Dritte Reich hat sie beseitigt, um sie in einer andern, lebensfähigen Form wiedererstehen zu lassen. An die Stelle des Elternbeirats traten die Jugendwalter, die nicht gewählt, sondern vom Schulleiter im Einvernehmen mit der NSDAP. ernannt werden. Nun ist die Auswahl nicht mehr einer Zufallswahl überlassen, sondern dem Schulleiter fällt die Aufgabe zu, solche Jugendwalter auszusuchen, die zu tätiger Mitarbeit willig und fähig sind. Bei uns wurde von dem Gesichtspunkte ausgegangen, der Schülerzusammensetzung entsprechend einen Vater vom Lande und zwei aus der Stadt, je eine Mutter vom Lande und aus der Stadt zu ernennen, zu denen der Bannführer und der Jungbannführer treten sollten. Demgemäß waren Jugendwalter im Schuljahre 1934/35: Frau Hilde Langner (Elbing), Frau Hanna Schwichtenberg (Alt-Dollstädt), Herr Max Rieck (Elbing), Herr Paul Thomas (Elbing), Herr Wilhelm Weinreich (Lenzen). Im Schuljahre 1935/36 trat an die Stelle von Frau Hanna Schwichtenberg (Alt-Dollstädt) Frau Hanna Bandoly (Elbing). Dazu kamen stets der Bannführer und der Jungbannführer als Vertreter der Hitler-Jugend. Im 100. Schuljahre unserer Schule waren Jugendwalter Frau Hilde Langner (Elbing), Frau Charlotte von Sacken (Elbing), Frau Ilse Horst (Trunz), Herr Walter Gismann (Elbing), Herr Max Rieck (Elbing), Herr Kurt Hinz (Dörbeck). Unterbannführer Jablonowski (bis 30. 9.), Bannführer Schlißkus (seit 1. 10. 1936), Jungbannführer Richter (bis 30. 9. 1936), Jungbannführer Heinz Ramsfetter (seit 1. 10. 1936). Im letzten Schuljahre sind die Jugendwalter ziemlich regelmäßig monatlich einmal zusammengetreten und haben der Schulleitung weitgehend wertvollen Rat und tatkräftige Unterstützung gewährt. So haben die Jugend-

walter in opferbereiter Pflichterfüllung mit der Schule gemeinsam zum Wohle unserer Plauen-Jugend gearbeitet. Alfred Rosenberg hat einmal gesagt: „Das Schicksal tut den halben Schritt; den andern halben muß der Mensch selbst tun.“ Unser Bemühen soll es sein, diesen zweiten halben Schritt auch wirklich zu tun. In den Händen der Schule liegt ein guter Teil der Verantwortung für das kommende Geschlecht und damit für die Zukunft Deutschlands. Die Jugendwalter aus den Reihen der Elternschaft und der Hitler-Jugend haben uns namentlich im letzten Jahre stets bereitwillig und freudig zur Seite gestanden und uns damit unsere schwere, aber schöne Aufgabe zu lösen bedeutend erleichtert. Wir haben ein gemeinsames, großes Ziel, und wir werden uns ihm nähern, wenn wir weiter in treuer Kameradschaft zusammenhalten, uns weiter offen und aufrichtig über alle Dinge aussprechen, die uns am Herzen liegen, immer für einander Zeit haben und uns in jedem Augenblicke dessen bewußt sind, daß uns das Schicksal dazu aus-
ersehen hat, Fackelträger zu sein in einer neuen Zeit.

Der letzte Tag des 100. Schuljahres (25. März 1937)

Wie in jedem Jahre versammeln sich auch heute die Schüler um 8 Uhr in ihren Klassen, um von ihren Klassenleitern die Zeugnisse zu empfangen und um zu sehen, ob sie den Acker genügend bestellt haben, daß er Frucht tragen konnte. Um 9 Uhr ist dann Schlußfeier im Festsaale und mit ihr verbunden die Entlassung der letzten Reifeprüflinge des ersten Jahrhunderts unserer Schule. Zahlreich sind die Eltern dieser Reifeprüflinge erschienen. Als Vertreter der Jugendwalter sind Frau Charlotte von Cancken, Frau Hilde Langner und Herr Major Walter Gismann anwesend. Jungbannführer Heinz Ramsfetter nimmt für die Hitler-Jugend an der Feier teil. Im Gewande des Führer als O.G.- und O.A.-Männer, als Glieder der Hitler-Jugend und des deutschen Jungvolks ziehen die Reifeprüflinge ein. Das Schülerorchester spielt unter Führung des Studienrats Strauch einen Festmarsch. Der Schülerchor singt: „Nun müssen wir marschieren“. Darauf hält der Direktor folgende Ansprache:

„Mit dem heutigen Tage geht das 100. Schuljahr unserer Heinrich von Plauen-Schule zu Ende. Und wieder ziehen wie in jedem Jahre an diesem Tage zahlreiche Glieder unserer Schulgemeinde aus den verschiedensten Klassen von uns fort, entweder um ins Berufsleben zu treten, oder um in andere Schulen überzugehen. Unsere besten Wünsche geleiten sie auf ihrem Wege. Wir werden des 100. Geburtstages der Schule, der auf den 3. April fällt, im August gedenken und zusammen mit der Stadt, die jetzt 700 Jahre alt ist, und der Firma Schichau, die wie unsere Schule auf ein Leben von 100 Jahren in diesem Jahre zurückblicken kann, gedenken. Heute aber sei schon gesagt, daß wir auch an einem entscheidenden Abschnitte der Geschichte der deutschen höheren Schule überhaupt stehen. Gestern ist hier der Ministerialerlaß über die Vereinheitlichung des höheren Schulwesens eingegangen. Nach ihm hören die mannigfachen Arten der grundständigen höheren Schulen auf zu bestehen, und es gibt in ganz Deutschland neben wenigen Gymnasien, die erhalten bleiben als Nebenform, nur noch die eine Hauptform, die deutsche Oberschule, mit Englisch von Sexta an als erster und

Latein von Quarta an als zweiter Fremdsprache. So tritt unsere Schule aus ihrem ersten Jahrhundert heraus als Reformrealgymnasium und Oberrealschule und wird in ihr zweites Jahrhundert eintreten als deutsche Oberschule. Und noch ein zweites. Aus bevölkerungspolitischen und berufstechnischen Gründen wird die Dauer der Schulzeit auf der höheren Schule von neun Jahren auf acht Jahre verkürzt. So werden heute zum erstenmal aus unserer Schule Reisepreßlinge entlassen, deren Schulzeit um ein Jahr verkürzt worden ist. Und so komme ich zu Ihnen, meine lieben Reisepreßlinge, die Sie heute von uns gehen wollen, nachdem Sie das Ziel der höheren Schule erreicht haben. Es haben in den letzten Monaten erhöhte Anforderungen an Sie gestellt werden müssen; denn Verkürzung der Schulzeit bedeutet nicht Herabsetzung der Aufgaben der Schulen um eine Jahresaufgabe. Wir müssen in acht Jahren mindestens zu der gleichen Zielforderung gelangen wie bisher. Das Dritte Reich braucht tüchtige Männer von gediegener Vorbildung, um seinen Plan des deutschen Aufbaus durchzuführen, und jeder muß sein Bestes hergeben und seine Kräfte voll ausnützen. Und so will ich Ihnen auf Ihren Lebensweg ein Wort unseres Führers als Leitwort mitgeben, das diesen Gedanken zum Ausdruck bringt: „Wer sein Volk liebt, beweist es einzig durch die Opfer, die er für dieses Volk zu bringen bereit ist.“ Eine vergangene Zeit schuf sich einen andern Lebensgrundsatz. Da stand das liebe „Ich“ und nicht das „Wir“ im Mittelpunkt des Lebens. Da sagte man: „Ein jeder gestalte sich sein Leben so, wie es ihm gefällt.“ Das war ein sehr bequemer, aber ein sehr gefährlicher Grundsatz; denn der Mensch lebt nun einmal nicht allein in der Welt, sondern in einer Gemeinschaft, von der er nur ein winziges Glied ist und mit der er auf Gedeih und Verderb verbunden ist, mag er das zugeben wollen oder nicht. Ein jeder von uns weiß, wohin dieser Grundsatz liberaler Weltanschauung geführt hat. Ein jeder von uns weiß, daß Deutschland daran zu Grunde zu gehen drohte. Ein jeder von uns weiß, daß wir heute in Deutschland spanische Zustände hätten, wenn Adolf Hitler uns nicht noch in zwölfter Stunde vom Abgrunde hinweggerissen hätte. Ein jeder von uns weiß, daß Adolf Hitler an die Stelle der liberalen die nationalsozialistische Weltanschauung gestellt hat, die im Gegensatz zu dem Grundsatz des Liberalismus „Jeder gestalte sich sein Leben so, wie es ihm gefalle“ den von Walther Darré geprägten Grundsatz stellt: „Volk, Sippe, Du!“ Das ist ein altes germanisches Wort und heißt eindeutig: „Erst kommt dein Volk, dann deine Sippe, und dann erst kommst du.“ Jeder deutsche Mensch, der heute sich nicht bemüht, die Liebe zum „Ich“ zu überwinden und sich mit allen seinen Kräften in den Dienst der Volksgemeinschaft zu stellen, reißt sich damit aus der Gefolgschaft Adolf Hitlers aus. Und wer es gar wagt, mit dem Grundsatz des Liberalismus seine Selbstsucht und sein bequemes Leben offen und ohne Scheu zu rechtfertigen, versündigt sich damit an seinem Volke und schließlich an sich selbst. „Sozialismus ist Volksgemeinschaft des Herzens und Volksgemeinschaft der Tat“, lehrt uns unser Alfred Rosenberg. Opfer bringt man für sein Volk nicht nur dadurch, Sozialismus der Tat beweist man nicht nur dadurch, daß man eine Summe Geldes in die Sammellisten einzeichnet; Opfer bringt man auch dadurch, daß man seine Kräfte, seine Zeit dem deutschen Volke zur Verfügung stellt, solange und soweit man dazu auch nur einigermaßen imstande ist. Wir haben keine Zeit, müde zu sein. Wer nur seine Berufsarbeit, die ihn ernährt, tut und sich dann auf die faule Bärenhaut legt oder seinem Vergnügen und seiner angenehmen Unterhaltung lebt, der versteht nicht die Größe der Zeit, in der er lebt, der gehört einer untergegangenen Vergangenheit an. Unser Führer hat uns nicht nur einmal gesagt, daß Führer und Gefolgschaft eins sein müssen und daß jeder von uns sein Stück Verantwortung dafür trägt, ob das Aufbauprojekt gelingt oder nicht, ob das deutsche Vaterland und das deutsche Volk den Weg zum Lichte findet oder nicht, ob unser Geschlecht, dem ein Adolf Hitler geschenkt wurde, vor dem Richterstuhl der Geschichte bestehen wird oder nicht. Denken wir doch an den Mann, dessen Namen unsere Schule trägt, an Heinrich von Plauen und seine Gefolgschaft. Der große Mann fand ein kleines Geschlecht, das seiner nicht würdig war, und der Ordensstaat ging daran zu Grunde. Es wird die Zeit kommen, in der die, welche heute noch lächeln zu können glauben über die Menschen, die unter Verzicht auf manche Bequemlichkeit über die notwendigsten Pflichten hinaus mitarbeiten in der Bewegung, sich ihrer Haltung schämen werden. Sie, meine lieben jungen Kameraden, die Sie heute zum letztenmal als Schüler hier vor mir sitzen, Sie tragen heute alle das Kleid unseres Führers; ein Teil von Ihnen hat führende Stellen in der Hitlerjugend inne. Sie werden wissen, was es bedeutet, daß Sie dieses Kleid tragen

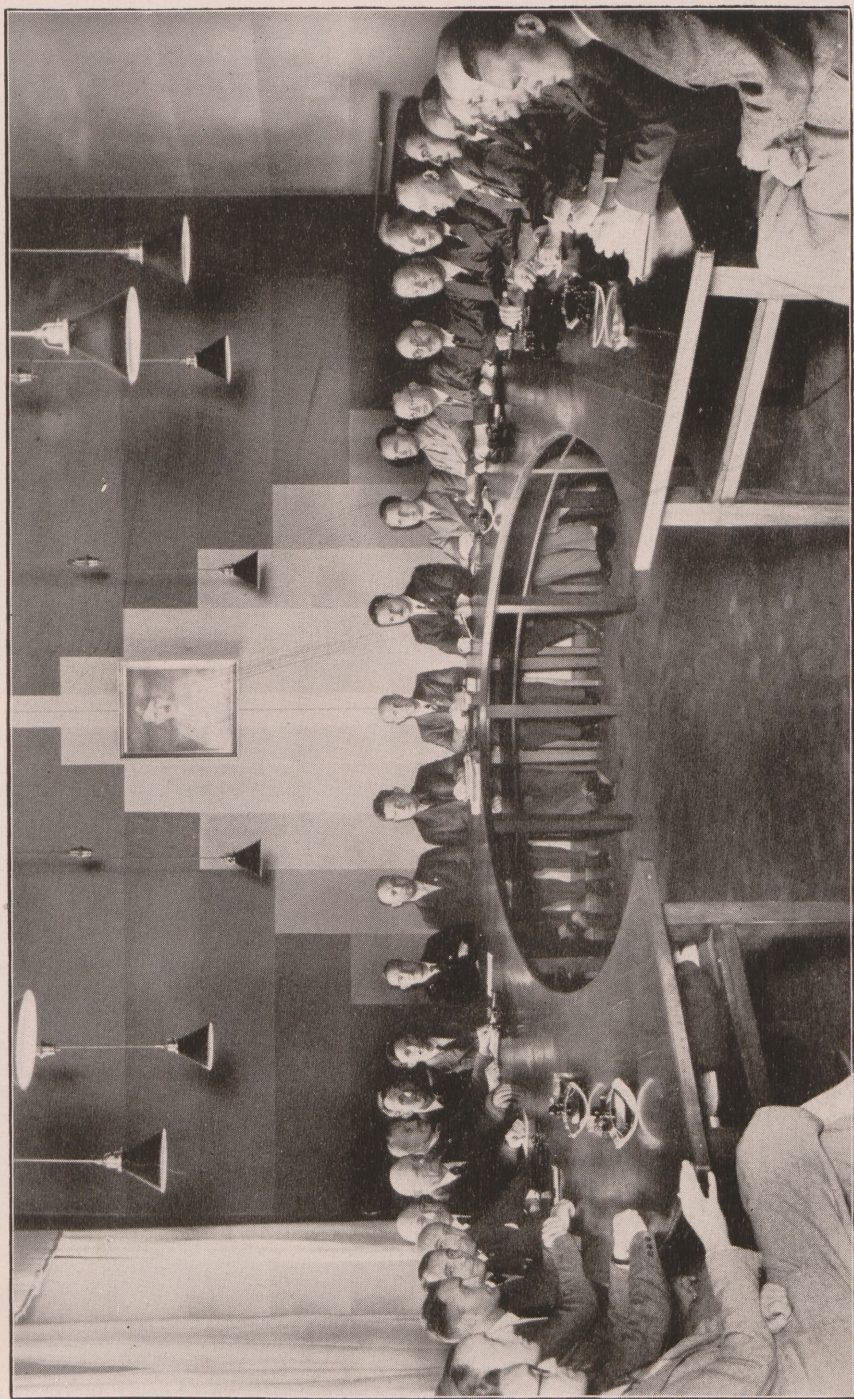
dürfen; Sie werden wissen, daß in ihm eine ungeheure Verpflichtung gegenüber Führer, Volk und Vaterland liegt. Wir haben uns bemüht, Sie in vertrauensvoller Zusammenarbeit mit Elternhaus und Hitler-Jugend zu rechten Knappen Heinrichs von Plauen, zu treuen Gefolgschaftsleuten unseres Führers Adolf Hitler zu erziehen. Halten Sie im Leben, was Sie heute hier dadurch zum Ausdruck gebracht haben, daß Sie im Kleide unseres Führers zum Empfange Ihrer Reisezeugnisse und zur Entlassung aus unserer Heinrich von Plauen-Schule erschienen sind. Denken Sie an diese Stunde, und haben Sie stets das Wort unseres Führers vor Augen: „Wer sein Volk liebt, beweist es einzig durch die Opfer, die er für dieses Volk zu bringen bereit ist.“

Indem Studienrat Strauch leise auf der Orgel das Fahnenlied der Hitler-Jugend spielt: „Vorwärts, vorwärts! schmettern die hellen Fanfaren“ erhalten die Schüler vom Direktor ihre Reisezeugnisse und werden entlassen. Der Schülerchor singt: „Jetzt trag die Trommel“. Der Direktor vollzieht die Führerehrung; die erste Strophe des Deutschlandliedes und des Horst Wessel-Liedes werden gesungen. Die Schulgemeinde begibt sich auf den Schulhof und richtet den Blick auf die auf dem Schulturme wehenden Fahnen. Unter der Ehrenbezeugung des deutschen Grußes gehen die Hakenkreuzfahne des Dritten Reiches und die Reichsjugendfahne nieder. Das hundertste Schuljahr der Heinrich von Plauen-Schule in Elbing ist abgelaufen.

Des 3. April 1937, des 100. Geburtstages unserer Heinrich von Plauen-Schule, gedachten die beiden Elbinger Zeitungen, die Westpreussische Zeitung und die Elbinger Zeitung. Die Schule war geflaggt. Im übrigen verlief der Tag unbemerkt. Die Hakenkreuzflagge aber und die Reichsjugendflagge, die am Ehrentage der Schule über uns wehten, sie mahnen uns unserer Pflicht, sie verkünden unsern Glauben, sie enthalten unser Bekenntnis, das die Reichsfrauenführerin Frau Gertrud Scholz-Klink in die schönen Worte gekleidet hat:

„Nationalsozialismus heißt: Wach sein
vor sich selbst und wach sein für sein Volk!“

Bilderanhang



266. I

Der heutige Lehrkörper
 Von links nach rechts: Bretschneider, Ruff, Reuter, Lukas, Glanert, Dühking, Peters, Kohz, Strauch, Siebert, Graemer, Kuleffa, Niemeyer, Gerstenberg, Krüger, Holzmann, Schmidt, Oppermann, Ruff, Müller, Worms, Bähr, Möller, Guffke, Wendi, Sauboda, Denger





Abb. 2

Das Kantel-Kollegium

Sitzend: Pilsch, Sint, Zehle, Kantel, Dr. Müller, Wendt, Tiemeper; stehend 1. Reihe: Speerhake, Waschke, Fährndrich, Gutsche, Schamp, Dühring, K. Müller, Backhaus, Jopp; 2. Reihe: Köhler, Buth, Kethmeier, Herford, Arnhold, Mahlau; 3. Reihe: Brosamler, Svoboda, Koch, Siemens



Abb. 3

Das Nagel-Kollegium

Stehend: Bloch, Rafenberger, Graz, Fabian, Waschke, Kaufmann, Rudorff, Schöber, Dagoner, Arnberg
Sitzend: Ruffsch, Borth, Dorr, Nagel, Schneider, Güzlaß, Neubaur





Abb. 4

Das Brunnemann-Kollegium

Stehend 1. Reihe: Fabian, Arnsberg, Hofmann, Borth; stehend 2. Reihe: Herrmanowski, Korpiuhn, Gützlaff, Schneider, Kaufmann, Döpner; sitzend: Nagel, Dorr, Schilling, Brunnemann, Genrich, Kutsch, Wittfo



Abb. 5

Die alte Oberrealschule in der Ralkscheunstraße



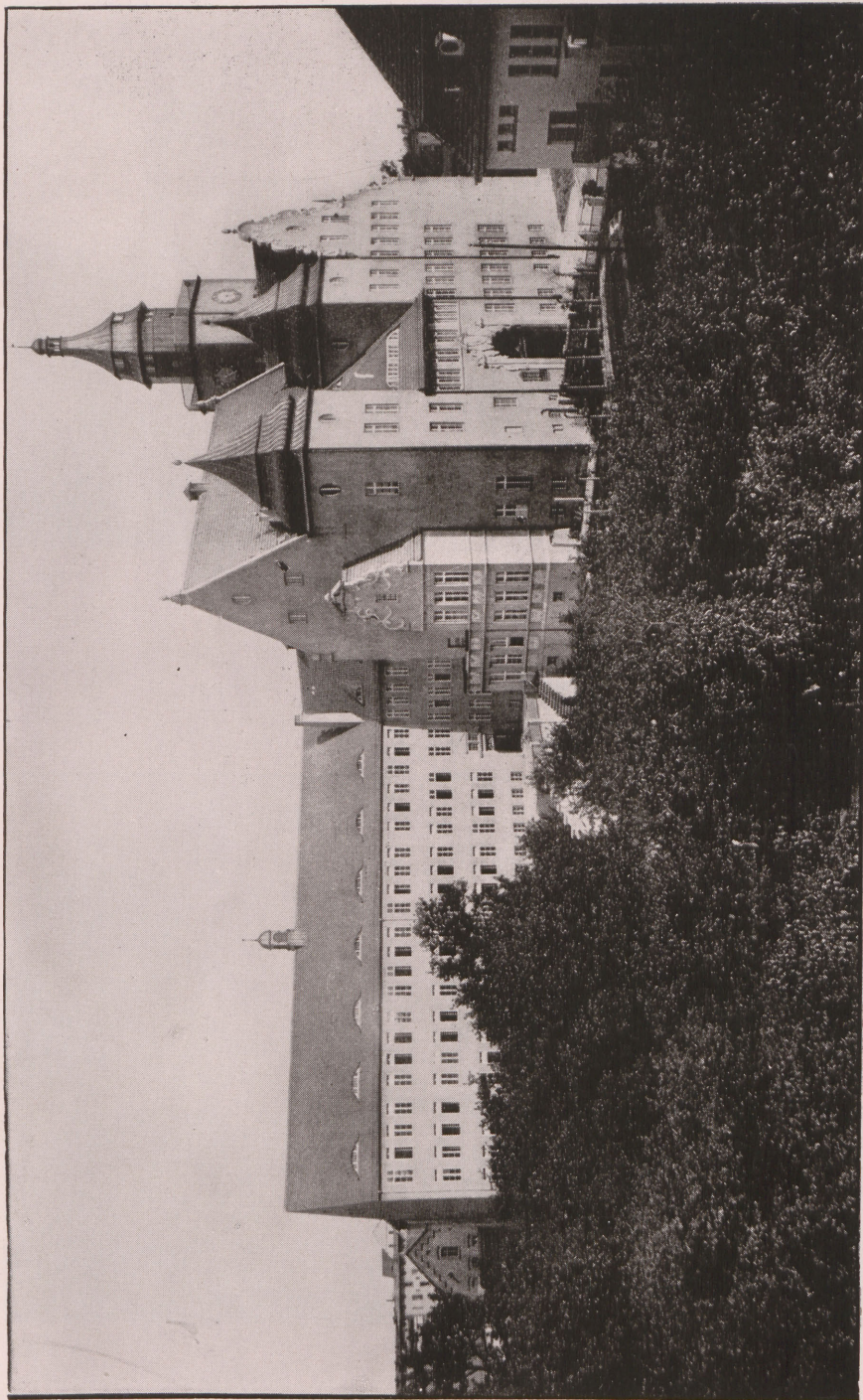


Abb. 6

Der Neubau in der Moltkestraße





Abb. 7

Die Heinrich von Plauen-Schule, vom Mühlenendamm aus gesehen

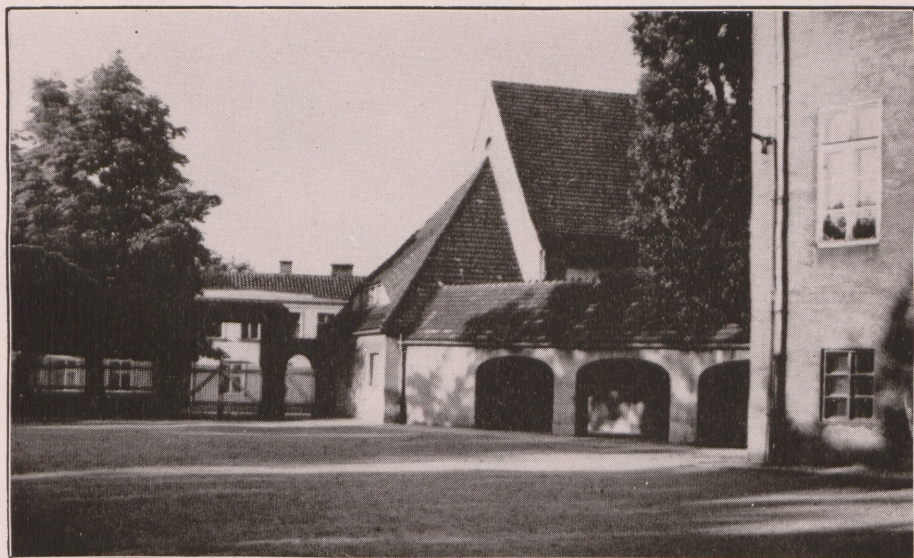


Abb. 8

Der Schulhof mit der Turnhalle



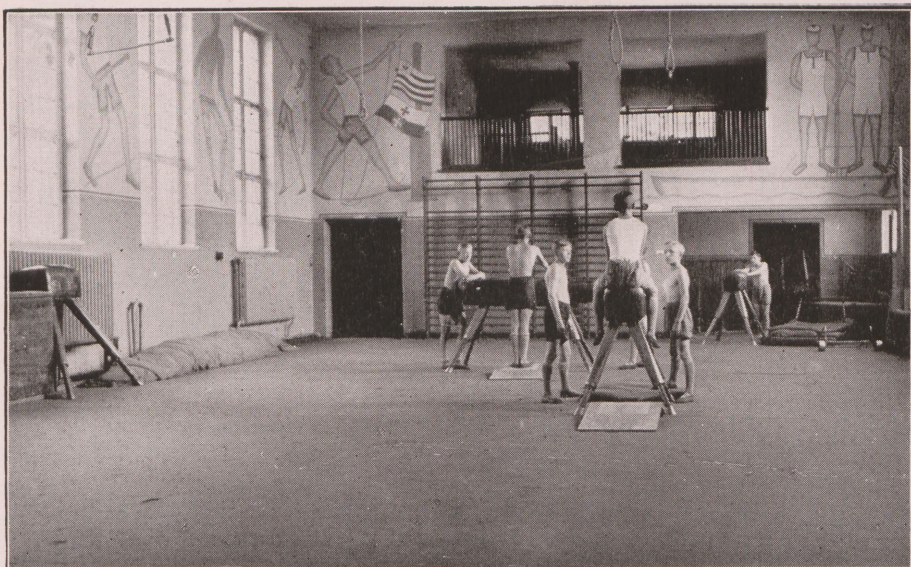


Abb. 9

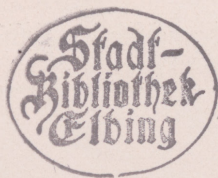
Das Innere der Turnhalle

Die Wandgemälde im Festsaal



Abb. 10

Christusbild



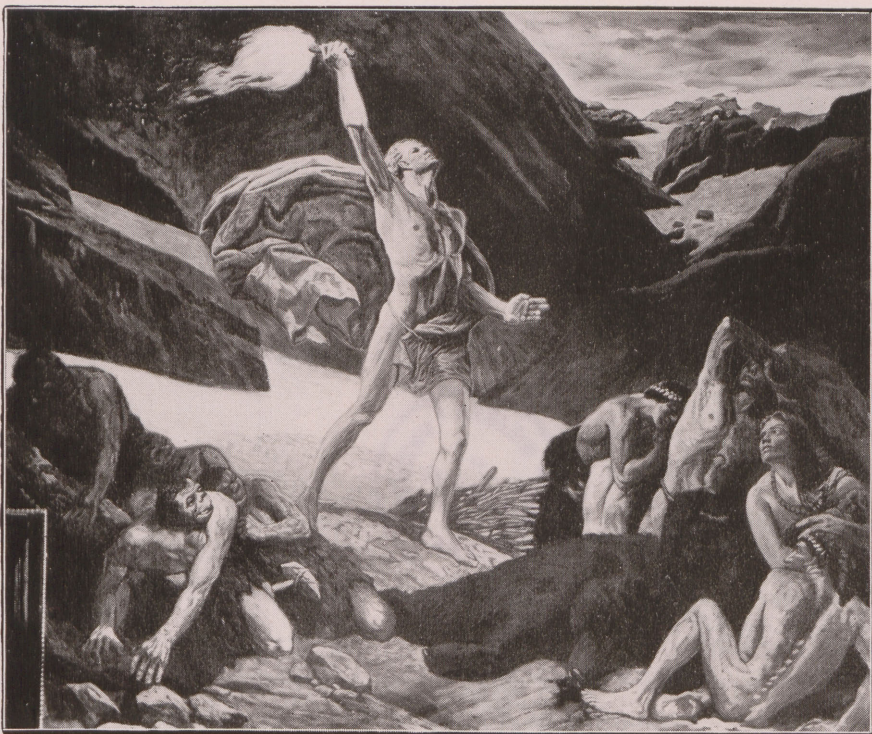


Abb. 11

Prometheus



Abb. 12

Weltkrieg



Bilder zu Elbings Geschichte



Abb. 13

Wikinger in Truso

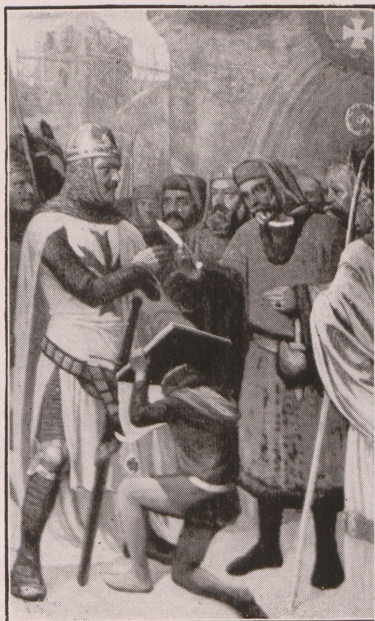


Abb. 14 Der Orden gründet die Stadt
(die Schule)



Abb. 15

Friedrich II. in Elbing



Abb. 16

Schichau-Werkgemeinschaft



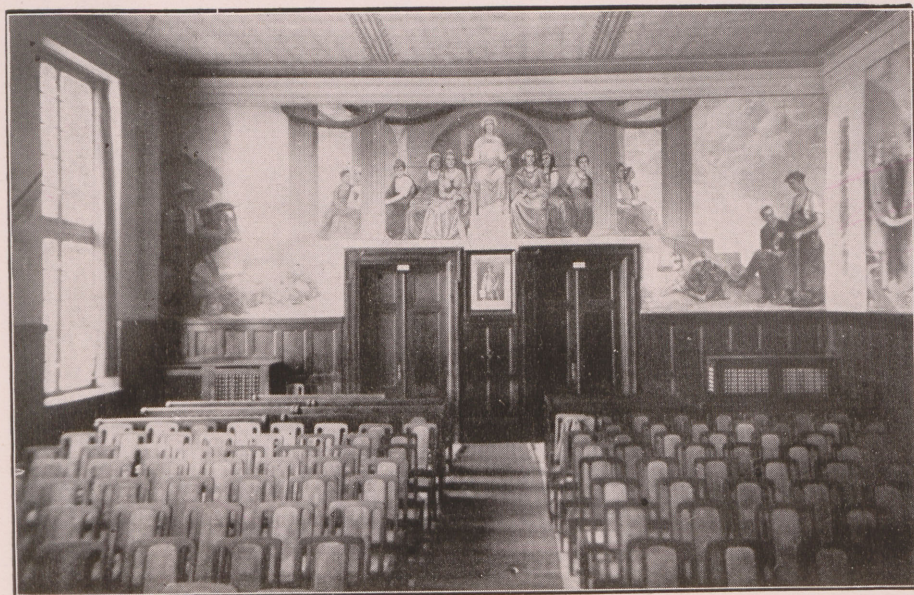


Abb. 17

Der idealisierte Friede von 1918



Abb. 18

Sitzung der Jugendwalter von 1937 im Amtszimmer des Direktors



FESTSCHRIFT



ELBLĄG

WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA

IV. 9. 2. 3 Elbląg

Biblioteka Elbląska
IV. 9. 2. 3 Elbląg



111-001697-00-0